Volksmährchen.

Von

Johann N. Vogl.

Wien.
Verlag von Franz Tendler.

1837.

Ex Biblioth.
Universitatis
Frider. Guil.
Berolin.

Vorwort.

Den Stoff zu den in diesem Bande enthaltenen Volksmährchen, verdanke ich der gütigen Mittheilung eines Slavoniers, Namens Peter Thomashewich.

Die sinnreiche Anlage und die eigenthümliche Art des Wunderbaren, mit einem Worte, die Originalität dieser aus den Wäldern Slavoniens stammenden Mährchen, in welchen Volkspoesie und Volkscharakter unverkennbar sind, bestimmten mich, selbe so getreu als möglich und mit Beibehalt jener Einfachheit, mit welcher sie mir mitgetheilt wurden, und die mich in diesen Mährchen vorzüglich ansprach, wiederzugeben, ich erlaubte mir daher auch nur dort Abänderungen vorzunehmen, wo sie mir als unumgänglich nothwendig erschienen.

Möge der geneigte Leser, welcher die Schwierigkeiten einer ähnlichen Arbeit kennt, darüber urtheilen, ob, und in wie ferne die meinige gelungen.

In jedem Falle schmeichle ich mir, meine Mühe nicht ganz vergebens verwendet und mindestens hierin einiges Verdienstliche geleistet zu haben, indem ich der Lesewelt die Mährchen der Bewohner eines Landstriches vorlege, von denen noch so weniges zu uns gekommen ist.

Wien, im Mai 1836.

Johann N. Vogl.

Die Hexe Corva

und

ihre Knechte.

Es lebte vor uralten Zeiten ein König, welcher drei Söhne hatte, wovon der älteste Szabo, der jüngere Warga, der jüngste aber Iwanich hieß. Mit diesen drei Söhnen lustwandelte er an einem heitren Frühlingstage in seinem prachtvollen Garten und zeigte ihnen die mannigfaltigsten Fruchtbäume, welche theils im lieblichen Blüthenschmucke, theils mit herrlichen Früchten überladen prangten, indem er ihnen die vorzügliche Schönheit der ersteren und den besonderen Wohlgeschmack der letzteren anrühmte.

Auf ihrem Spaziergange gelangten sie unvermerkt zu einem schönen Wiesenplane, auf welchem drei prachtvolle Bäume standen. Als der König ihrer ansichtig wurde, blieb er stehen, betrachtete sie einige Augenblicke, schüttelte dann das Haupt, wie Einer der sich plötzlich auf etwas Unangenehmes erinnert, und setzte dann seinen Spaziergang fort.

Die Söhne jedoch, welche diese Äußerung seines Unmuthes an ihm bemerkt hatten, befragten ihn um die Ursache desselben, und der König erzählte ihnen hierauf Folgendes:

Dieſe drei Bäume, welche ihr vor euch ſehet, und bei deren Anblick ſich immer ein Unmuth meines Inneren bemächtiget, pflanzte ich ſelbſt, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, auf dieſe Stelle. Mein Vater erhielt den Samen dazu von einem Manne, der als Zauberer einen großen Ruf gewonnen hatte; er erlebte es jedoch nicht, einen Baum erwachſen zu ſehen.

Auf ſeinem Sterbebette befahl er mir noch, ja nicht zu vergeſſen, die Pflanzen auf dieſe Stelle zu verſetzen, und alle Sorgfalt auf ſie zu verwenden, da ſie, nach der Verſicherung jenes Mannes, die ſchönſten von allen Fruchtbäumen würden, die auf unſerer Erde wüchſen.

Getreu erfüllte ich den Wunſch meines Vaters, als die Pflanzen bald nach ſeinem Ableben, aus der Erde luſtig an das Tageslicht hervordrangen, und wartete von nun an mit der größten Ungeduld auf die Zeit, in welcher ſie endlich Früchte tragen würden. Nach dem Verlaufe von fünf langen Jahren erblickte ich endlich auf ihren Zweigen Blüthen, und wenige Tage ſpäter die ſchönſten Früchte, die je mein Auge geſehen hat. Ich übergab ſogleich die Bäume der Obhuth meines oberſten Gärtners und befahl ihm, ſie auf das Sorgfältigſte zu bewachen, damit ſie Niemand

einer Frucht beraube, denn der Zauberer hatte meinen Vater gewarnt: ja keine Frucht von dem Baume zu brechen, die nicht ganz reif geworden, da sonst alle übrigen Früchte auf demselben verfaulen würden; auch sagte er ihm, daß die Frucht erst dann vollkommen reif geworden sei, wenn sie eine glänzende goldgelbe Farbe bekäme.

Täglich besah ich die immer glänzender und gelber werdenden Früchte, und vermochte es kaum über mich, das Verboth des Zauberers nicht zu übertreten und eine von den Früchten zu versuchen.

In einer jener Nächte erblickte ich im Traume die drei Bäume mit vollkommen gereiften Früchten, ich aß eine derselben und fand sie so wohlschmeckend, daß ich mich nicht erinnern konnte, je in der Wirklichkeit etwas ähnliches genossen zu haben, wie in diesem Traume. Als ich erwachte, ließ ich sogleich den obersten Gärtner zu mir rufen und befragte ihn, ob nicht die Früchte an den drei Bäumen in dieser Nacht vollends reif geworden wären. Statt jeder Antwort aber, warf sich der Gärtner plötzlich, der Länge nach vor mir auf die Erde und rief: „Ach, Herr, verschonet nur mein Leben, ich bin unschuldig an Allem.“ — Nicht ohne Befremden über sein Benehmen, fragte ich ihn, was das Alles bedeuten solle.

Da erzählte er, daß trotz der schärfsten Bewachung, die drei ihm anvertrauten Obstbäume, wie durch ein Wunder, in der letzten Nacht aller ihrer Früchte beraubt worden wären. Sehr aufgebracht über dieses sonderbare Ereigniß, hieß ich den Gärtner, den ich bisher immer als treu gefunden hatte und durchaus keiner Arglist beschuldigen konnte, sich entfernen und beschloß, das kommende Jahr alle Früchte, bevor sie noch vollends reif geworden, abpflücken zu lassen, da ich ohnedieß geneigt war, einige Zweifel in die Worte des Zauberers zu legen.

Auch führte ich diesen Vorsatz, als die Zeit, welche ich hierzu festgesetzt hatte, herangekommen war, auf das Pünktlichste aus, ließ alle Früchte von den drei Bäumen herunternehmen und in einem Gemache meines Pallastes aufbewahren. Eine Frucht, welche ich jedoch versuchte, fand ich ganz ungenießbar. Am nächsten Morgen verfügte ich mich in das Gemach, in welches ich die Früchte versperrt hatte, um diese zu besehen, und fand zu meinem Erstaunen alle in dem Zustande der Fäulniß.

Hierauf ließ ich sie nicht wieder herunternehmen, sondern stellte durch mehrere Jahre, treue ausgesuchte Diener als Wache zu den Bäumen, aber es war ihnen niemals möglich, dem unsichtbaren Räuber auf

die Spur zu kommen, der mir auch nicht eine einzige reife Frucht zurückliest. Regelmäßig wurden in jedem Jahre diese drei Bäume, und zwar jedesmal in der heutigen Nacht ihrer Früchte beraubt, und ich halte es nun schon durch mehrere Jahre für überflüssig, sie bewachen zu lassen.

Als der alte König diese seine Erzählung beendet hatte, begann Szabo: „Verehrter Vater, verzeihet eurem Sohne, daß er hierin eurer Handlungsweise nicht beistimmen kann. Noch finden sich wohl Männer in eurem Reiche, die im Stande sind, diese Früchte vor der List des diebischen Zauberers zu bewachen, und ich selbst, da mir, als dem ältesten eurer Söhne, wohl dieses Vorrecht zusteht, will mit eurer Genehmigung diese Nacht die Wache bei den drei Bäumen halten."

Der König willfahrte seinem Verlangen, und Szabo ließ auf einem der Bäume, mittelst einer Sammtdecke, sich ein Lager bereiten. Gegen Abend bestieg er dasselbe mit dem Vorsatze, die Früchte mit seinem Leben zu vertheidigen. So durchwachte er die Hälfte der Nacht; nach Mitternacht aber wurde er mit einemmale von einem unwiderstehlichen Schlafe befallen, von welchem er erst am späten Morgen wie-

der erwachte. An den Bäumen aber war nicht eine Frucht zu sehen.

Das nächste Jahr machte Warga, sein jüngerer Bruder, einen gleichen Versuch, der aber um kein Haar besser ausfiel als der seinige. Nun kam die Reihe an den dritten und jüngsten Bruder.

Iwanich wurde aber von den beiden andern schon in vorhinein verlacht, daß er, als der Schwächste und Jüngste, das zu erreichen strebe, was keinem von ihnen, die so viel älter und kräftiger seien, gelungen wäre; der junge Prinz aber ließ sich nicht irre machen und beschloß auf gut Glück sein Unternehmen auszuführen.

Er ließ sich ebenfalls eine Sammtdecke auf einen der drei Bäume breiten, welches Lager er mit dem Anbruche der Nacht bestieg. Der Mond war aufgegangen, und beleuchtete mit seinem magischen Lichte die ganze Gegend, so, daß er alle, auch die kleinsten Gegenstände von einander deutlich unterscheiden konnte; was er schon als eine Begünstigung des Himmels annahm und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit nun der Dinge harrte, die da kommen würden.

Schon war es Mitternacht, als plötzlich ein lauer West die Baumzweige schüttelte; in demselben Augenblicke sah er, wie ein schneeweißer schwanenartiger

Vogel sich sanft auf seine Brust herunterließ. Hastig ergriff er den Vogel bei seinen Fittigen, wurde aber nicht wenig überrascht, als er statt desselben das schönste Mädchen, das er je erblickte, in den Armen hielt.

„Fürchtest du dich vor Militza?“ fragte das Mädchen, indem es lächelnd, mit seinen schönen lieblichen Augen den Prinzen ansah, der durch die wunderbare Erscheinung in starres Erstaunen versetzt ward.

„Militza?“ stammelte der Prinz.

Das Mädchen. So ist mein Name.

„Ach nein,“ fuhr jener darauf fort, ganz in ihrem Anschau'n versunken, „ich fürchte mich nicht vor dir, schöne Militza, aber“ —

Das Mädchen. Aber du bist befremdet über mein plötzliches Erscheinen, nicht wahr?

Iwanich. Wohl bin ich es, auch weiß ich mir es nicht zu enträthseln, wie das geschah, und weßwegen du hieher gekommen in dieses Laubgezelt; ich erwartete einen schlimmen Zauberer, der kommen würde, die Früchte von diesen Bäumen zu rauben.

Das Mädchen. Du irrst, Fremdling, wenn du glaubst, ein schlimmer Zauberer habe euch der Früchte beraubt. Ein schlimmer Zauberer, der aber jetzt dafür büßet in den Flammen, war es, der den Samen zu

diesen Bäumen meiner Mutter entwendete, dessen Verlust ihr auch das Leben kostete. Darum trug sie mir noch auf ihrem Sterbebette auf, alljährlich um diese Stunde die Früchte von euren Bäumen, die ihr unrechtmäßig besitzt, zu nehmen. Auch würde ich es diesesmal gethan haben, wenn du mich nicht mit solchem Ungestüm angefaßt, und dadurch den Zauber zerstört hättest, der mich umgab.

„Ach," erwiederte Iwanich, „laß doch den bösen Zauber dich niemals wieder umgeben."

„Wünschest du das?" fragte das Mädchen.

„Ach, wie sehr ich es wünsche," fuhr jener fort, „das kannst du wohl nicht glauben, weil ich dich erst seit wenigen Augenblicken kenne, aber mir ist, als müßte ich sterben, wenn du wieder von mir schiedest."

„Gefalle ich dir denn so sehr?" — fragte ihn hierauf das Mädchen mit leiser Stimme und senkte ihre schwarzen Augenwimpern, indem ihre Wangen wie zwei Purpurrosen glühten.

„Meine Zunge," erwiederte hierauf Iwanich, „ist zu schwach, um dir zu schildern, welches Wohlgefallen meine Seele an dich fesselt. Ich möchte immer um dich seyn und mich laben an dem Anblicke deiner Schönheit und darüber die Welt vergessen, und ihre

Freuden, die mir gar gering vorkommen und werthlos gegen die Wonne, in deiner Nähe weilen zu können."

Unter ähnlichen Gesprächen verging dem in Liebesflammen glühenden Paladin und seiner schönen Gefährtin die andere Hälfte der Nacht, und erst die Mahnung der letzteren, daß es nun Zeit sei, sich zu trennen, riß Iwanich aus seinem Wonnetaumel und versetzte ihn in die traurigste Stimmung. Mit der Beredsamkeit, welche nur die heißeste Liebe einer Menschenzunge einzuflößen vermag, beschwor er sie daher, ihn nicht wieder zu verlassen. Militza aber sprach zu ihm: „Glaube mir, daß auch ich mich nur mit schwerem Herzen von dir trenne, und gerne noch verweilen möchte bei dir, in der stillen Verborgenheit dieses Laubdaches, und zuhören deinen süßen Reden; aber wisse, eine böse Hexe hat mir im Schlafe eine Locke von meinem Haupte abgeschnitten, welche sie benützen würde, mich und dich vielleicht mit mir in das größte Unglück zu stürzen, wenn uns der Morgen hier noch bei einander fände."

Nach diesen Worten zog sie einen funkelnden Diamantring von ihrem Finger und reichte ihn dem Prinzen. „Diesen Ring," sprach sie, „bewahre als ein Angedenken von Militza, und erinnere dich zuweilen ihrer, wenn du sie nicht wiedersehen solltest. —

Ist es dir aber ernst mit deiner Liebe, so suche mich in meinem eig'nen Königreiche auf. Ich darf dir den Weg dahin nicht zeigen, aber der Ring wird dich ganz sicher zu mir geleiten.

Solltest du Liebe und Muth genug besitzen, diese Reise zu unternehmen, so betrachte jedesmal, wenn du auf eine Wegscheide gelangst, den Diamant, bevor du eine Straße wählest. Siehst du, daß er seinen Glanz nicht verändert, so wandre unbesorgt weiter; bemerkst du aber, daß sein Glanz sich verringert, so wähle eine andere Straße."

Hierauf neigte sie sich mit einem unwiderstehlichen Liebreiz zu Iwanich und hauchte einen Kuß auf seine Stirne. Getheilt in Schmerz und Wonne wollte dieser sie in seine Arme schließen und durch eine ähnliche Gunstbezeigung auf ihre Korallenlippen, den Schwur, daß er sie aufsuchen wolle, und wäre es, bis ans Ende der Welt, bekräftigen, als er sie nur noch in Gestalt eines lichten halbdurchsichtigen weißen Wölkchens durch das Zweigig des Baumes entschweben sah.

Indessen war der Morgen angebrochen, und der Prinz, allein mit der wundervollen Erscheinung, die er hatte, beschäftiget, verließ sein Lager, und ging, gleichwie ein Träumender, nach dem väterlichen Pal-

laſſe, ohne zu wiſſen, ob die Früchte, welche er bewacht hatte, geraubt oder nicht geraubt worden ſeien. Zu ſehr hatten ihn die Reize des Mädchens bezaubert, und beſchäftigte ihn der Plan, ſie ſobald als möglich aufzuſuchen.

Der oberſte Gärtner aber ſah nicht ſobald Iwanich nach dem Schloſſe wandeln, welches er als ein Zeichen von der Beendigung der Nachtwache annahm, als er ſogleich nach den Bäumen lief, und wie er ſie noch ganz voll von den reifen Früchten erblickte, mit Jubel dieſe Nachricht dem König hinterbrachte. Der König, außer ſich vor Freude, eilte ſogleich in den Garten, hieß den Gärtner einige Früchte abbrechen, koſtete welche, und fand ihren Geſchmack, wie er ihn in einem Traume gefunden, unvergleichlich. Von hier verfügte er ſich ſogleich in das Gemach des Iwanich, wo er dieſen in tiefes Nachdenken verſunken fand. Mit den größten Lobpreiſungen umarmte er ihn hierauf, und forderte ihn auf, zu erzählen, wie es ihm gelungen ſei dieſe ganz unſchätzbaren Früchte vor den räuberiſchen Händen des Zauberers zu bewahren.

Dieſe Frage brachte Iwanich in keine geringe Verlegenheit, und er verwünſchte in dieſem Augenblicke alle Früchte, für deren Beſchützung er noch vor wenigen Stunden ſein Leben auf das Spiel geſetzt

haben würde, in den tiefsten Abgrund der Hölle. Doch mußte er seinem Vater die Frage beantworten, er faßte sich daher so schnell es ihm nur möglich war und antwortete hierauf dem König: „Ich mochte ungefähr bis Mitternacht gewacht haben, als ich plötzlich etwas durch die Zweige kommen hörte, und bald darauf eine Wespe gewahrte, welche mich umkreiste, und die ich mit der Breite meines Schwertes vergebens zu Boden zu schlagen mich bestrebte. Unablässlich kreiste sie um mich, und suchte auf mir einen Platz zu fassen, wodurch ich gezwungen wurde, immerwährend mit meinem Schwerte die Luft zu durchkreuzen, um sie auf solche Art von mir abzuwehren. Schon begannen meine Kräfte in diesem fruchtlosen Kampfe zu erlahmen, als der Morgen anbrach und die Wespe, eben so unvermuthet, als sie gekommen, meinen Augen entschwand."

Der König, welchem diese Antwort genügte, empfahl hierauf seinem Sohne, sich von seiner gehabten Anstrengung zu erholen und der Ruhe zu pflegen, er selbst aber ging um mehrtägige Freudenfeste, wegen Erhaltung der Wunderfrüchte, anzuordnen.

Die ganze Residenz kam über diesen Vorfall in Bewegung, alles jubelte und freute sich mit dem Kö-

nig, nur der Prinz nahm keinen Antheil an dieser allgemeinen Aufregung.

Während der König den Freudenfesten beiwohnte und sich an den Spielen der Ritter und den Gaukeleien der Spaßmacher ergötzte, steckte der Prinz so viel an Geld zu sich, als er für genügend hielt, eine große Reise damit unternehmen zu können, bestieg den besten Renner des Marstalles und galoppirte davon mit dem Wind um die Wette, ohne daß eine Menschenseele es geahnet hätte.

Erst den Tag darauf vermißte man ihn, der König ließ ihn in dem ganzen Königreiche suchen, aber vergebens, kein Mensch wollte Nachricht von ihm geben, oder ihn gesehen haben.

Nach sechs Monaten hielt man ihn für todt und wieder nach sechs Monaten theilte auch er das gewöhnliche Loos der Sterblichen und gerieth in Vergessenheit. Der Prinz aber war indessen mit Hülfe seines Ringes glücklich fortgeritten, ohne daß ihm irgend etwas Widerwärtiges begegnet wäre.

Nach drei Monaten aber gelangte er an den Eingang eines ungeheueren Waldes, den noch nie ein Menschenfuß betreten zu haben schien, und der sich in unabsehbare Ferne vor ihm ausbreitete. Eben wollte er den Weg, welcher sich durch denselben fortwand, ver-

folgen, als ihn eine Stimme anrief: „Heda, du Geselle, wohin, wohin?“

Iwanich wendete sich um und erblickte eine lange hagere Mannsgestalt in wenig schlechte Lappen gehüllt und auf einen krummen Stab gestützt, unter einem alten Eichstamme sitzen, der beinahe von einerlei Farbe mit ihr war, und dem er früher unbemerkt vorübergeritten seyn mußte. Auf die Frage des Mannes aber erwiederte er: „Wohin soll ich reiten als durch den Wald.“

„Durch den Wald?“ rief voll Erstaunen der Lange. „Ei, Ei, ihr habt wohl noch niemals von diesem Walde gehört, weil ihr so blindlings in euer Verderben zu rennen gesonnen seid. So höret denn, bevor ihr weiter reitet, dieser Wald verbirgt eine Unzahl der scheußlichsten Tiegerkatzen, Hyänen, Wölfe, Bären und Schlangen und noch vieler anderer Ungethüme. Ja, wenn man euch und euer gewaltiges Roß hier, in lauter Stückchen, wovon jedes kaum ein Quentchen wiegte, zertheilte, und diesen Bestien vorwürfe, würde nicht einmal das Hundertste von ihnen ein solches Stückchen bekommen. Folget daher meinem Rathe, und wählt euch eine andere Straße, so ihr euerer eigenen Haut nicht feind seyn wollt.“

Der Prinz, über diese eben nicht sehr erfreuliche

Nachricht etwas verduzt, besann sich eine Weile, blickte dann auf seinen Ring, da aber dieser im hellsten Glanze ihm entgegenschimmerte, rief er: „Und wenn mich auch alle diese Scheusale anfallen sollten, so kann ich doch nicht anders, ich muß durch den Wald!“

Hierauf spörnte er sein Roß und galoppirte weiter. Da erhob aber der lange Bettler ein solch unbändiges Geschrei, daß sich der Prinz wieder bewogen fand, sein Pferd zu ihm zurückzulenken.

Als er nun wieder hart vor dem Langen stand, rief dieser: „Ihr dauert mich, junger Geselle, daß ihr von euerem Vorhaben nicht abzubringen seid, trotz aller Warnung, und durchaus in den Magen der Wolfe und Hyänen begraben seyn wollt.“

„Verschließet wenigstens euer Ohr einem wohlgemeinten Rathe nicht, der euch von den Zähnen und Krallen dieser Ungethüme erretten kann.“

„Nehmt diesen Sack voll Brotkrumen, und hier, diesen lebenden Hasen. Beide will ich euch abtreten, damit ihr euer junges Leben rettet, doch müßt ihr euer Roß zurücklassen, das euch nun ohnehin nichts weiter nützet, da es mit jedem zweiten Schritte über die Baumwurzeln straucheln, oder sich in das Waldgewinde verflechten würde. — Sobald ihr einige hundert Schritte in den Wald gekommen seid, werdet ihr

euch sogleich von den Bestien umringt sehen. Da greift aber nur rasch in den Mantelsack und streuet ihnen die Brotkrumen vor, sie werden darnach voll Gierde haschen und schnappen. Habt ihr nun aber die letzte Brotkrume ausgestreut, so werft ihnen schnell den Hasen vor, dieser wird sich nicht sobald auf den Beinen fühlen, als er versuchen wird, sich mit möglichster Geschwindigkeit davon zu machen, die wilden Thiere werden ihren Fang nicht so leicht frei geben wollen, und den Flüchtling verfolgen, auf diese Art bekommt ihr Gelegenheit unangetastet durch den Wald zu gelangen."

Iwanich billigte nicht nur den Rath des Langen, sondern war auch sogleich bereit den Tausch einzugehen, er überließ ihm sein Roß, ergriff Sack und Hasen und ging, nachdem er sich noch für den ihm gegebenen Rath bedankte, von den Segenswünschen des langen Bettlers begleitet, in den furchtbaren Wald hinein.

Er hatte kaum den langen Freund aus dem Gesichte verloren, da hörte er es schon in dem Gestrippe schnuppern und schnauben, rascheln und brummen, und ehe er sich's versah, befand er sich, wie jener vorhergesagt hatte, von den gräulichsten Fratzen umringt. Hier funkelte ihm das wutherfüllte Auge einer Tigerkatze entgegen, dort sträubte sich der Kamm einer

Hyäne, hier schnopperte ein riesiges Borstenungethüm heran, da fletschte ein Wolf seine blutgierigen Zähne, gleich daneben grunzte ein häßlicher Eberkopf mit fürchterlichen Hauern hervor, und wieder dort ringelte sich eine scheußliche Schlange herbei.

Iwanich aber vergaß den Rath des Langen nicht und griff hastig in dessen Bettelsack, und streute mit einer ganz ungewöhnlichen Freigebigkeit so viel seine Hand nur immer ausstreuen konnte. Da ward es aber immer weniger und weniger in dem Sacke, und dem Prinzen begann nunmehr doch etwas bange um das Herz zu werden, über den Erfolg seiner jetzt auszuführenden Kriegslist. Jetzt hatte er das letzte Brotkrümchen verstreut und wieder schnupperten ihn die Unersättlichen an, und drängten sich voll Heißhunger an ihn, nach neuem Fraße lüstern. Da warf er ihnen plötzlich den Hasen vor — doch dieser fühlte sich kaum auf seinen Beinen, als er die Ohren zurücklegte und wie ein Pfeil den Wald durchflog. Kaum sahen dieß die Ungethüme, als sie alle mit der höchsten Erbitterung, schnaubend und schäumend unter dem gräßlichsten Gebrülle und Geheule hinter ihm herliefen, den Prinzen aber ganz allein auf dem Platze zurückließen. Immer mehr und mehr verlor sich das Getöse in der Ferne, endlich verscholl es gänzlich.

Da betrachtete Iwanich auf das Neue seinen Ring, und als er ihn glänzend gefunden, setzte er mit raschen Schritten seine Wanderung fort.

Aber nicht lange noch war er fortgeschritten, als er plötzlich einen Mann von dem seltsamsten Aussehen auf sich zukommen sah. Er war kaum drei volle Fuß hoch, und seine Beine bildeten eine vollkommene Leier, dazu war er am ganzen Leibe mit Stacheln, gleich einem Igel, bewachsen, und von zwei Löwen begleitet, die er zu beiden Seiten an seinem fürchterlich langen Schnurbarte festgebunden hatte.

Schon aus der Ferne rief dieser mit einer Stimme, die viel ähnliches mit einem Windstoß hatte, der durch eine Felsenschlucht fährt, dem Prinzen zu: „Bist du der Mann, der meine Leibgarde gesättiget hat?“ Iwanich war so sehr über die seltsame Gestalt und die so plötzlich an ihn ergangene Frage erschrocken, daß er kaum ein Ja auf dieselbe hervorbringen konnte.

Da rief aber der Kleine wieder: „Ich danke dir für deine Freigebigkeit, und was verlangst du, das ich dir als Belohnung dafür geben soll?“

„Ich ersuche Euch,“ antwortete Iwanich, „mich ungehindert durch diesen Wald ziehen zu lassen.“

„Das sei dir gewährt,“ entgegnete der Kleine,

„und zur gröſsern Sicherheit noch, will ich dir einen meiner beiden Löwen als Geleiter geben. Gelangst du aber aus diesem Walde in die Nähe eines Pallastes, der nicht mehr zu meinem Bezirke gehört, so entlasse ihn seiner Pflicht, weil er sonst leicht in die Hände eines meiner feindlichen Nachbarn gerathen und von ihm getödtet werden könnte.“ Zugleich band er auch den einen Löwen von seinem Schnurbarte los, und befahl ihm, den Fremdling zu beschützen. Iwanich dankte dem seltsamen Waldmanne, den er sich wider sein Vermuthen zu seinem Gönner gemacht hatte, und entfernte sich sodann mit dem Löwen.

Mit diesem neuen Geleitsmanne wanderte er nun rüstig durch den Wald, in welchem er wieder auf ganze Heerden von Wölfen, Hyänen, Leoparden und anderen reiſsenden Thieren stieſs, die aber zu seinem gröſsten Erstaunen sich ganz ruhig verhielten, als ob sie Niemanden bemerkten.

So sehr aber auch Iwanich eilte das Ende des Waldes zu erreichen, so verging doch Stunde um Stunde, ohne daſs sich ein Fruchtfeld oder eine menschliche Wohnung seinen Blicken zeigte.

Erst, als der Abend mit seinen Schleiern die Ferne zu umspinnen begann, wurde das Gestrippe

durchsichtiger, und durch das offene Gezweige erblickte er eine weite Fläche.

Nun hatte er endlich den Ausgang des Waldes erreicht, hier aber blieb mit einemmale sein Begleiter stehen, erhob den Kopf, und fing ein so gräßliches Abendlied zu brüllen an, daß der ganze Wald davon zu erbeben schien. Unser Prinz über diese seltsame Musik nicht wenig bestürzt, verlängerte seine Schritte um ein Beträchtliches, und wagte es erst in einiger Entfernung sich wieder nach seinem Begleiter umzusehen, erblickte ihn aber nicht mehr.

Die Nacht brach nun vollends herein und Iwanich ward, der Dunkelheit wegen, genöthiget unter freiem Himmel den Anbruch des Tages zu erwarten.

Er machte sich daher, so gut er es im Stande war, ein Lager aus Laub und Gras unter einem Baume zurecht, zündete sich ein Feuer aus dürrem Reisig an, worauf er bis zur Morgendämmerung fortschlief.

Als es schon ziemlich hell geworden, wanderte er einem weißen freundlichen Schlosse zu, das sich jetzt seinen Blicken in der Ferne zeigte.

Nach ungefähr einer Stunde hatte er es erreicht und trat durch die Pforte in das Innere desselben.

Als er mehrere Gänge, welche ganz aus buntge-

ſechtem Marmor gehauen waren, zurückgelegt hatte, gelangte er über eine Treppe von Porphir in eine prachtvolle Gartenanlage.

Er ſchritt in derſelben weiter, als eine Erſcheinung ſeiner Kehle einen gewaltſamen Schrei erpreßte. Die Erſcheinung aber war nichts anderes als ſeine nächtliche Schöne, welche unter einem Baume, umringt von jugendlichen Geſpielinnen, ſaß, die eben beſchäftigt waren, Blumenkränze zu flechten und ihre Herrin zu ſchmücken.

Kaum erblickte Militza den Prinzen wieder, als ſie mit einem lauten Freudenrufe auf ihn zueilte, und ihn in ihre Arme ſchloß. Als der erſte Freudentaumel der ſich wiedergefundenen Liebenden vorüber war, führte Militza den Prinzen in den Pallaſt, und ließ ein köſtliches Mahl zubereiten.

Nachdem ſich unſer Prinz an dem perlenden Weine, der ihm in goldenen Bechern vorgeſetzt ward, und an den ſchmackhafteſten Speiſen, noch mehr aber an den ſchönen Augen ſeiner holden Wirthin erquickt hatte, ließ dieſe alle ihre Vaſallen und Diener vor ſich berufen und erklärte ihnen, indem ſie Iwanich der Menge vorſtellte, daß dieſer Jüngling, welcher ſein Leben daran geſetzt habe, ihre Hand zu gewinnen, von heute an ihr Gemahl und Herrſcher über alle ihre

Untergebenen sei, und sie alle seine Befehle, eben so genau wie die ihrigen zu befolgen hätten, da er von jetzt an das Recht besitze sie nach seiner Einsicht zu belohnen und zu bestrafen.

Nach dieser feierlichen Erklärung, welcher ein allgemeiner Jubel von Seite ihrer Diener folgte, entließ sie dieselben wieder, um alles zu der bevorstehenden Vermählungsfeierlichkeit vorzubereiten, welche bald darauf mit aller nur erdenklichen Pracht, welche die Feste eines Königshofes erheischen, vollzogen wurde.

Von nun an lebte Militza nur für Iwanich, der seine Abenteuer so unvermuthet überstanden hatte, und sich in sein Glück noch immer nicht ganz zu finden wußte. Jeder Tag wurde den Neuvermählten zu einem Freudenfeste, und entschwand nur um einem neuen schöneren Platz zu machen. Keine Wolke trübte hinfort die Heiterkeit ihres Himmels und Eintracht und Liebe schienen ihre Wohnung für immer in dem Schlosse der beiden Glücklichen aufgeschlagen zu haben. Aber nur zu bald sollte es sich auch an ihnen bewähren, daß kein Glück unter dem Monde von steter Dauer sei, und daß, wenn kein anderes Ereigniß auf dasselbe störend einwirkt, der Mensch selbst nur allzu oft die Ursache zur Vernichtung desselben herbeiführet.

Berauscht von dem Genusse ihres Glückes, waren ihnen drei kurze Monate entschwunden, als ein Bothe vor dem Thore des Pallastes stand, und die Herrin desselben zu sprechen verlangte. Er wurde zu ihr geführt und hinterbrachte ihr einen Gruß von der Schwester ihrer Mutter, nebst der Einladung derselben zu einem baldigen Besuche.

Miliza theilte diese Nachricht sogleich ihrem Gatten mit, und bemerkte, daß sie diesen Besuch nicht leicht ablehnen könne, und sich dieser kleinen Reise von zwei Tagen schon unterziehen müsse. Der Prinz fand keinen Grund ihr zu widersprechen, um so weniger als sie ihm versprach aufs längste in acht Tagen wieder zurück zu seyn. An dem Tage ihrer Abreise überlieferte sie ihm noch die Schlüssel zu sämmtlichen Gemächern des Pallastes, und sprach zu ihm: Geliebter Iwanich, alles was du siehst, sowohl inner als außer dem Schosse, steht zu deinem Dienste, verfüge damit ganz nach deinem Belieben, nur bitte und beschwore ich dich, die kleine eiserne Thüre, welche du in dem Thurme gegen Norden gewahren wirst und die mit sieben Schlössern und sieben Riegeln verwahrt ist, nicht zu öffnen, da dieses für uns beide die schlimmsten Folgen haben könnte."

Iwanich versprach ihr in Allem ihrem Wunsche

gemäß zu handeln und sie begnügte sich mit dem Versprechen und schied mit der freundlichen Versicherung in der bestimmten Frist wieder in seine Arme zurückzukehren.

Der Prinz blieb allein in dem Schlosse zurück, nicht ganz ohne von der Neugierde geplagt zu werden, was doch der Thurm im Norden verbergen möchte, doch vergingen nach der Abreise seiner geliebten Militza zwei Tage, ohne daß er seine Neugierde befriedigt hätte. Am dritten Tage aber konnte er ihrer Verlockung nicht länger widerstehen und beschloß trotz Militza's Warnung die geheimnißvolle Eisenthüre aufzuschließen, in der Erwartung, in dem Gemache jenes Thurmes nichts anders, als ihre kostbarsten Schätze aufgehäuft zu finden, welche sie ihm, aus einem ihm unbekannten Grunde nicht zeigen wolle.

Mit einer Fackel in der Hand, eilte er zu dem Thurme, und eröffnete, mit den ihm anvertrauten Schlüsseln ein Schloß nach dem andern, aber wie sehr war er in seinen Erwartungen getäuscht, als er nun das letzte aufgeschlossen hatte und die Thüre durch einen Stoß von seiner Faust aufprallte.

Er erblickte eine schwarzberauchte finstere Kammer, schwach beleuchtet von einer in der Mitte glimmenden Kohlenglut, auf welcher hie und da blaue

Flämmchen zuckten. Über der Kohlenglut hing ein groſser Keſſel in eiſernen Ketten, in welchem es brodelte und ſchäumte, denn er war voll ſiedenden Pe-ches, in dieſem Keſſel aber, Entſetzen! ſtand eine nackte Mannsgeſtalt an denſelben geſchmiedet, welche die ſchrecklichſten Schmerzenslaute ausſtieſs.

Iwanich prallte vor dieſem Anblicke zurück und meinte eine Traumgeſtalt zu ſehen, doch die Töne, welche jenem der Schmerz erpreſste, überzeugten ihn nur zu bald, daſs der Elende und ſeine Marter der Wirklichkeit angehörten.

„Unglücklicher!“ ſtammelte Prinz Iwanich, „welches gräſsliche Verbrechen haſt du verübt, daſs du verdammt biſt auf eine ſolch' grauſame Art hier zu leiden?“

„Ach,“ erwiederte der Mann im Keſſel, „ihr ſollt alles erfahren, nur lindert meine Qual! — o! o!“

Iwanich. Wie iſt dieſes möglich?

Der Mann im Keſſel. Beſprengt mich nur mit wenig Waſſer! ach! nur einen Tropfen in dieſer Höllenqual!

Iwanich. Du Armer! deine Sinne hat der Schmerz verwirrt, was ſoll dir ein Tropfen Waſſer?

Der Mann im Keſſel. Ach lindern, lindern

meinen Tod. — O Wasser! Wasser! Nur einen Tropfen!“

Iwanich. Ich will dein Flehen erfüllen, möge es dir mehr nützen, als ich erwarten muß.

Hierauf flog er selbst in den Schloßhof, holte einen Eimer voll Brunnenwasser und — goß ihn über die Jammergestalt im Kessel.

Kaum aber war dieses geschehen, da erscholl ein fürchterliches Gekrache, als ob alle Pfosten des Pallastes zerbrachen, der Pallast selbst kreiste wie ein Wirbelwind mit Thurm und Thüren, Fenster und Kessel um den erschrockenen Prinzen, die Kohlen schlängelten sich als glühende Schlangen durch das Gewirre, aus welchem ihn noch einmal das blasse Antlitz des Gemarterten angrinste, dann war mir einemmale alles vor seinen Blicken verschwunden, und er sah sich auf eine öde steinigte Heide versetzt, über welche der Nachtsturm mit bangem Stöhnen hinwegfuhr. Erst jetzt, als er sich von seiner Betäubung wieder erholt hatte, erkannte er seine Unbesonnenheit in ihrem ganzen Umfange und verwünschte seine Neugierde, und machte sich tausend Vorwürfe, daß er nicht der Warnung seiner liebenswürdigen, nun — ach, vielleicht auf immer, für ihn verlornen Gemahlin gefolgt habe.

Unter Schluchzen und Händeringen verließ er

hierauf die Heide, ohne zu wissen, wohin ihn sein Fuß bringen würde, gleichgültig, ob zu friedlichen Wohnungen von Menschen, oder in die Höhlen reissender Thiere.

Er mochte wohl einige Stunden gewandert seyn, in seiner Trostlosigkeit, als er in der Ferne ein Licht erblickte; erschöpft schleppte er sich zu demselben. Es kam aus dem Fenster einer armseligen Bauernhütte. Der Eigner derselben öffnete bereitwillig seine Thüre, nachdem der unglückliche Iwanich an dieselbe gepocht hatte, und bereitete ihm mit vieler Gutherzigkeit, auf sein Ansuchen ein Nachtlager.

Iwanich erkannte sogleich an der beträchtlichen Länge seines Wirthes, den Bettler wieder, der ihm vor dem Eingange jenes fürchterlichen Waldes mit Rath und That an die Hand gegangen war, doch fand er es für zwecklos sich ihm jetzt wieder zu erkennen zu geben, da nun, wie er meinte, ihm so Rath als That doch nicht wieder das Verlorne gewinnen könnten, um so mehr, da der Bettler selbst ihn nicht wieder erkannte.

Als der Tag durch die engen Fenster der Bettlerwohnung schimmerte, dankte Iwanich seinem langen Wirthe für die Herberge, und befragte ihn, ob er ihm nicht irgendwo eine Beschäftigung wisse, da er

ganz unbekannt sei in dieser Gegend, und nicht so viel an Barschaft besitze um mit derselben in seine Heimath gelangen zu können.

„Mein Sohn," sprach der Lange, „die Gegend hier herum ist unbewohnt und öde, und ich selbst muß nach Beschäftigung in entlegnere Dörfer wandern, und finde nicht immer genug, um meinen Hunger zu stillen. Drei Stunden aber von hier entfernt, kommt ihr zur Behausung der alten Corva, die schon mehrere als Knechte aufnahm, welche sich hier in dieser Gegend verirrten. Wenn ihr also gesonnen seid, bei ihr ein Unterkommen zu suchen, so wandert nur an dem schmalen gelben Bächlein hinab, das an meiner Hütte vorbeimurmelt, und haltet euch an die Sandhügel zur Linken und ihr könnt euer Ziel nicht verfehlen."

Iwanich dankte dem Langen für seine Weisung, und verfolgte den ihm beschriebenen, aber eben nicht sehr zu einem Spaziergange einladenden Pfad.

Nachdem er drei Stunden mochte zurückgelegt haben, kam er zu dem Hintertheile eines alten finsteren Gemäuers, von welchem er nicht wußte, ob er es für ein Haus oder für eine Ruine ansehen sollte, doch entschloß er sich in demselben einzusprechen. Er umging daher dasselbe und gelangte zum Vordertheil des Ge-

hauses. Das erste, was ihn hier stutzen machte, war eine höchst sonderbare Verzäunung, mit welcher das Haus umgeben war. Diese bestand nämlich aus lauter spitzigen Pfählen, auf welche Menschenschädel gespießt waren, die unserem Prinzen in den gräßlichsten Verzerrungen entgegenglotzten. Inner dieser Verzäunung lag das Haus, gar wundersam gebaut, nieder und schwarz, es hatte nur zwei schmale vergitterte Fenster mit ganz erblindeten und mit Spinngewebe überzogenen Scheiben, und eine verwitterte eiserne Eingangsthüre. Iwanich machten alle diese Gegenstände eben keine große Lust bei Frau Corva einzusprechen, denn das mußte ja, nach der Beschreibung des Langen, ihre Wohnung seyn; doch war er bereits zu weit gekommen um füglich wieder umkehren zu können, und pochte daher an die Thüre.

„Herein!" rief eine kreischende widerliche Weibersstimme.

Der Prinz folgte der Einladung, und stand in einer schwarzberußten Küche, welche ihrem Aussehen und dem darin befindlichen Geräthe nach, einer Hexenküche ähnlicher sah, als einer jeden andern.

Im Hintergrunde saß ein gekrümmtes häßliches Weib, ein blutrothes Tuch um den Scheitel, mit einem spitzen vorragenden Kinn, und grauen Baßlis-

kenaugen, die knochernen Hände mit den langen dürren Fingern an das Kohlenfeuer am Herde haltend, anscheinend, um sie zu wärmen.

„Was willst du bei mir Söhnchen?“ quickte die Alte.

Iwanich. Wißt ihr mir keine Weisung, Mütterchen, wo ich irgend eine Arbeit finden könnte?

Die Alte. Arbeit? — ei, die kannst du gleich bei mir haben, Jungchen, wenn du willst. Ich brauche einen Knecht, und du scheinst mir ein gemachter Junge.

Iwanich. Wohl, doch sagt mir, was gebt ihr eurem Knecht für einen Liedlohn und vor Allem, was ist seine Beschäftigung?

Die Alte. Komm nur mit mir, Jungchen, sollst alles erfahren, komm nur mit.

Hierauf erhob sie sich von ihrem Schemmel, auf welchem sie gekauert hatte, und winkte dem Prinzen ihr zu folgen, welches dieser auch that. Sie führte ihn durch eine Thüre, mehrere Stufen abwärts, einen schmalen feuchten Gang entlang, an welchen ein anderer stieß, der wahrscheinlich in das Wohnzimmer der Alten führte; den ersteren verfolgend gelangten sie in ein Gewölbe, welches zu einem Stalle diente, denn Iwa-

nich gewahrte in der Tiefe des Gewölbes zwei pechschwarze Pferde an einer Krippe.

„Hier siehst du eine Stute und ein Füllen,“ begann die Alte, ihm die beiden Thiere weisend. „Deine Beschäftigung besteht in Zukunft darin, daß du diese beiden Thiere täglich auf die Weide führest und darauf Acht habest, daß keines von ihnen sich verlaufe. Hast du sie aber ein volles Jahr gehüthet und keines verloren, bekommst du von mir zur Belohnung, nach was dein Herz nur immer begehren mag; verläuft sich aber eins dieser beiden Thiere, so wisse, daß dein Stündlein geschlagen hat, und dein Kopf wird den letzten Pfahl an der Verzäunung meines Hauses schmücken, denn die übrigen alle sind schon, wie du wohl gesehen haben wirst, mit den Schädeln derjenigen gekrönt, welche in meinen Dienst traten, aber denselben nicht ordentlich versahen. Entschließe dich also, und sei versichert, daß ich — in jedem Falle, mein Wort pünctlich halten werde.“

Iwanich erwog das Mißliche seiner gegenwärtigen Lage, und beschloß, ohne lange erst zu überlegen was er thun solle, den Vorschlag der häßlichen Alten einzugehen.

Mit dem Frühesten des nächsten Tages trieb er die beiden Pferde auf die Weide und brachte sie am

Abend wieder zurück, ohne daß Eines von ihnen den Versuch gemacht hätte zu entlaufen.

Corva empfing ihn unter der Thüre, grinsend und ohne ein Wort zu sprechen, und setzte ihm sodann ein nahrhaftes Mahl vor, auf dieselbe Weise.

Iwanich, den das Thun und Treiben der Alten nicht sehr kümmerte, führte nun täglich seine Pferde auf die Weide und brachte sie jedesmal mit der Abenddämmerung wieder wohlbehalten nach Hause zurück. Eines Tages gelangte er mit den beiden Thieren an das Ufer eines Stromes, und sah in der Nähe desselben, dem Sande einen großen Fisch sich herumwälzen, der durch irgend einen Zufall an das Land gespült worden war, und sich nun, aber vergebens, alle Mühe gab wieder in sein Element zu kommen.

Iwanich hatte Mitleid mit ihm und warf ihn wieder in die Wellen hinein. Da schwamm aber, zu nicht geringem Erstaunen Iwanich's, der Fisch gegen das Ufer und sprach: „Was willst du, mein Lebensretter, daß ich dir für deine edle Handlung gebe?“

„Ich bin,“ antwortete hierauf Iwanich, „genugsam durch das Bewußtseyn belohnt, ein Leben gerettet zu haben.“

„Weil du nun nichts von mir begehrst,“ sagte der Fisch, „so nimm wenigstens eine Schuppe von mei-

nem Leibe und bewahre sie sorgfältig. Solltest du je meiner Hülfe bedürfen, so wirf sie nur in ein Gewässer und ich werde dir gleich zu Gebote stehen und suchen, dir den heutigen Liebesdienst zu vergelten."

Auf dieses bückte sich Iwanich nach dem Strome, löste eine Schuppe von dem Leibe des dankbaren Fisches, steckte sie zu sich, und trieb seine beiden Pferde weiter, ohne mehr an die Begebenheit zu denken. Nach einigen Monaten kam er an einem Morgen mit seinen Pferden an den gewöhnlichen Weideplan und bemerkte in geringer Entfernung eine Menge Vögel auf einem Platze versammelt, welche ein fürchterliches Geschrei erhuben, wirr durcheinander flatterten und kreisten.

Er war neugierig zu wissen, was es doch da geben müsse, und ging auf die Stelle zu. Hier sah er eine Unzahl von Raben, welche einen mächtigen Adler angefallen hatten, der sich zwar auf das Tapferste gegen diese vertheidigte, aber demungeachtet der Überzahl der Feinde endlich erliegen zu müssen schien.

Iwanich hatte Mitleid mit dem hülflosen Vogelkönig, ergriff einen Baumast und fiel mit einem Hagel von Schlägen über die Raben her, welche, nichts weniger als einen solchen Überfall erwartend, theils die Flucht ergriffen, theils verwundet oder todt das Schlachtfeld mit ihren Leibern bedeckten.

Kaum sah sich der Adler von seinen hinterlistigen Gegnern befreit, als er sich eine Feder aus seinem rechten Flügel raufte, und sie dem Prinzen darbot, indem er zu diesem sagte: „Hier, mein wohlthätiger Freund, überreiche ich dir eine Kleinigkeit von mir, als ein Zeichen meiner Dankbarkeit, die ich dir jetzt nicht anders beweisen kann. Solltest du jemals in den Fall kommen, meiner Hülfe zu bedürfen, so blase nur diese Feder in die Luft, und ich werde augenblicklich zu deinem Befehle seyn, um dir wo möglich, den heutigen Dienst zu vergelten.

Iwanich steckte die Feder in seinen Sack zu der schon darin befindlichen Fischschuppe, und führte am Abend beide Pferde wieder nach der Behausung der Alten.

Die Dienstzeit des Prinzen war nun schon bald zu Ende, und noch war ihm kein Unfall mit seinen Pferden begegnet, denn er hüthete sie auf das Getreueste und suchte für sie immer den besten Weideplatz.

Eines Tages trieb er sie weiter als gewöhnlich, und kam in die Nähe eines, ihm bisher noch unbekannten Meierhofes. Die Gegend gefiel unserem Pferdehüther ganz ausnehmend gut, und die Thiere fanden hier fettes Gras die Menge, daher beschloß er länger als gewöhnlich in derselben zu verweilen, welches er auch vollführte.

Als er sich schon wieder auf den Heimweg machen wollte, hörte er mit einemmale nicht allzuferne von sich, im Gebüsche, ein gar klägliches Gewinsel. Er eilte auf dasselbe zu und fand — einen Fuchs, der sich wohl so manch einen fetten Bissen aus dem Hühnerhause oder dem Taubenschlage geholt haben mochte, und sich nun auf einem ähnlichen Gange, in das Netz, welches ihm der Herr des Meierhofes listiger Weise aufstellte, gefangen hatte, und trotz all seiner Anstrengung nicht mehr im Stande war, sich von demselben loszumachen.

Iwanich, der ihn nicht für einen solch argen Schelm, wie der Herr des Meierhofes, hielt, befreite den Unglücklichen von seinen Banden.

Der Fuchs dankte ihm dafür auf das Verbindlichste, raufte sich dann zwei Haare aus seinem buschichten Schwanze und sprach zu dem Prinzen: „Solltest du jemals meiner Hülfe bedürfen, so wirf diese beiden Haare in irgend ein Feuer, und ich werde, deine Befehle zu vernehmen, ungesäumt zu dir eilen, wo du auch seyn mögest, vielleicht, daß ich dann im Stande bin, dir den heutigen Dienst zu vergelten.“

Iwanich steckte die Haare des Fuchses zu der Schuppe und der Feder, und eilte, da es schon anfing dunkel zu werden, mit seinen beiden Pferden nach Hause.

Das Ende seiner Dienstzeit näherte sich mittlerweile immer mehr, nun hatte er nur mehr drei Tage hinzubringen, um seiner Verpflichtung gänzlich enthoben zu seyn.

Als er, den Abend vor dem ersten dieser drei Tage, nach Hause gekommen war und sein Nachtmahl verzehrte, bemerkte er, daß sich die Alte, eine Feuerharke in der Hand, nach dem Stalle schlich.

Dieses fiel ihm auf, und er schlich ihr daher auf den Zehenspitzen nach, um zu erfahren, was sie dort beginnen würde. Er blieb vor der Thüre des Stalles stehen und horchte.

Da hörte er die Alte drinnen zu den beiden Pferden sprechen:

Stute fein, Füllen fein,
Folgt den Befehlen mein.
So euern Hüter gut
Schlummer das Auge schließt,
Flüchtet zur kühlen Flut,
Die durch die Heide fließt,
Senkt euch in's tiefe Grab,
Daß euch nicht find' der Knab';
Ohne Saus ohne Braus
Weilt dann im nassen Grund,
Bis euch auf's Neu' mein Mund
Ruft an das Licht heraus.

So ihr nicht alto thut,
Sollt ihr, zu harter Pein,
Schonungslos bis auf's Blut
Morgen gezüchtigt seyn."

Als Iwanich dieses gehört hatte, eilte er, eben so vorsichtig als er sich hingeschlichen hatte, wieder zurück, um nicht bemerkt zu werden, und nahm sich im Innern vor, sich vor dem Einschlafen auf dem Weideplatze wohl in Acht zu nehmen. Als er am nächsten Morgen die Stute und das Füllen auf die Weide führte, befestigte er jedes von ihnen an einen Strick, den er nicht aus den Händen ließ.

Nach einigen Stunden aber ward er durch die Zauberkraft der Alten plötzlich vom Schlafe überfallen und die Stute entfloh mit ihrem Füllen, und that wie ihr die Alte geheißen hatte. Erst spät gegen Abend erwachte der Prinz, und sah zu seinem nicht geringen Schrecken die Pferde entflohen. Voll Verzweiflung raufte er sein Haar, und verfluchte den Augenblick, in welchem er sich entschlossen hatte in die Dienste der hinterlistigen alten Hexe zu treten, die es allein auf sein junges Leben abgesehen habe, und sah schon im Geiste seinen Kopf auf der leeren Pflockspitze, neben den Schädeln seiner früheren Stellvertreter prangen.

Plötzlich fiel ihm die längst vergessene Schuppe des Fisches ein, dem er das Leben rettete.

Er zog sie aus der Tasche, in welcher sie noch nebst der Feder und dem Fuchshaare verborgen lag, eilte zu dem Strome und warf sie in dessen Wellen hinein.

Nicht lange, so erschien auch schon der dankbare Fisch, schwamm gegen den Strand, an welchem Iwanich seiner in Todesängsten harrte und rief schon aus der Ferne diesem zu: „Was forderst du mich auf dir zu erscheinen?“

„Ich hatte eine Stute und ein Füllen zu hüthen,“ antwortete Iwanich, „und diese sind mir heute entlaufen, und halten sich in diesem Strome verborgen, ich bitte dich daher, so dir das Leben deines einstigen Retters am Herzen liegt, jage mir die Beiden wieder an das Land heraus.“

„Warte nur hier ein paar Augenblicke,“ antwortete der Fisch, „und ich werde sie dir mit meinen Gefährten allsogleich heraustreiben.“

Kaum hatte dieß der Fisch zu dem Prinzen gesprochen, so verschwand er in der Tiefe des Stromes.

Einen Augenblick später fing es aber in demselben zu brausen und zu wogen an, als ob es sötte, plötzlich spritzte die Gischt des Wassers hoch auf, und die beiden Pferde sprangen erschreckt und zitternd an das Ufer, wo Iwanich stand; dieser schwang sich hastig auf den Rücken der Stute, ergriff das Füllen bei

dem Zaune, und sprengte, freudig über seine gelungene Rettung, nach dem Hause der Hexe.

Als er dort angelangt war, und Corva sah, daß er die Pferde zurückgebracht habe, konnte sie ihren Unmuth darüber vor ihm kaum verbergen. Mit einem finsteren Gesichte bereitete sie ihm hierauf das Nachtmahl und setzte ihm dasselbe vor. Als Iwanich bei dem Mahle saß, sah er sie wieder mit der Feuerharke nach dem Stalle schleichen. Auch diesesmal schlich er ihr auf den Zehenspitzen nach und horchte an der Thüre. Da hörte er, wie sie die beiden Thiere ausschalt, daß sie sich nicht besser verborgen hätten, worauf sie wieder auf folgende Weise begann:

Stute fein, Füllen fein,
Folgt den Befehlen mein,
So euern Hüther treu
Schlummer erfaßt auf's Neu',
Bergt in das Wolkenreich
Tief euch hinein sogleich;
Ohne Saus, ohne Braus
Weilt dann im Nebelzelt,
Bis euch zur lichten Welt
Fordert mein Ruf heraus.
So ihr nicht also thut,
Sollt ihr, zu harter Pein,
Schonungslos bis auf's Blut
Morgen gezüchtigt seyn.

Als Iwanich dieses gehört hatte, schlich er sich eiligst wieder zurück, froh das Geheimniß erfahren zu haben, wohin sich die beiden Pferde verbergen werden. So wie früher, führte er sie auch am nächsten Morgen auf die Weide, er versank wie Tags vorher in den Zauberschlaf, und die Pferde entliefen ihm und verschwanden in dem Gewölke, das sich von den Bergkoppen nieder, in weißen Streifen in die nahe Thalschlucht senkte. — Bei seinem Erwachen sah er weder Stute noch Füllen, und er gedachte gleich des Adlers, den er einst von den Raben rettete. Er zog dessen Feder aus der Tasche und blies sie in die Luft, und harrte auf die Ankunft ihres ehemaligen Besitzers. Er harrte auch nicht vergebens; nach wenigen Minuten schwang sich der schöne Vogel mit stolzen Fittigen aus den Lüften und fragte den Prinzen:

„Was wünschest du von mir?“

„Meine Stute und mein Füllen sind mir entlaufen,“ sprach der Prinz, „und haben sich in die Wolken versteckt, ich bitte dich, so dir das Leben deines einstigen Lebensretters lieb ist, verschaffe mir die beiden Thiere wieder.“

„Harre hier auf dieser Stelle,“ sprach hierauf der Adler, „ich werde sie dir mit Hülfe meiner Gefährten bald zurücktreiben.“ Hierauf schwang er sich

wieder in die Luft und verschwand im Gewölke. Nach einer kurzen Zeit darauf sah Iwanich seine zwei Pferde, von einer Menge großer und kleiner Adler und Geier verfolgt, auf sich zueilen. Er fing sie auf und dankte dem Adler, der sodann mit seinen Gefährten wieder entfloh, und trabte freudig mit den beiden Thieren nach Hause.

Als er dort angelangt war, geberdete sich Corva noch viel verdrüßlicher als das erstemal, und setzte ihm, mit einem Gesichte, in welchem sich all ihr Unmuth über sein glückliches Gelingen aussprach, sein Nachtmahl vor.

Iwanich setzte sich wieder hin um selbes zu verzehren; nicht lange aber, so schlich er sich auf den Zehenspitzen wieder in sein Versteck.

Auch diesesmal hörte er, wie Corva die beiden Pferde ausschmälte, daß sie sich in den Wolken nicht besser verborgen hatten, und sodann folgendermaßen begann:

Stute fein, Füllen fein,
Folgt den Befehlen mein,
So euern Hüter treu
Zauber erlöst auf's Neu',
Bergt auf der Heide drauß,
So ihr ihn schlummern seht,
Lief euch in's Hühnerhaus,
Das dort dem König steht;

Ohne Saus, ohne Braus
Weilt dann am sichern Ort,
Bis euch auf's Neu' mein Wort
Ruft an das Licht heraus.
So ihr nicht also thut,
Sollt ihr, zu harter Pein,
Schonungslos bis auf's Blut
Morgen gezüchtigt seyn.

Der Prinz entfernte sich hierauf eiligst wieder, mit der Besorgniß im Herzen, ob er sich wohl auch aus dieser Schlinge retten werde.

Mit dem ersten Schimmer des nächsten Frührothes, trieb er seine beiden Pferde zum letztenmale auf die Weide, wurde aber früher als sonst von dem Zauberschlafe übermältigt, worauf die beiden Thiere sich, nach dem Befehle ihrer Meisterin, sogleich an den ihnen bestimmten Platz verfügten; Iwanich aber schlief diesesmal länger als gewöhnlich. Als er erwachte, und die Pferde wieder entlaufen fand, beschloß er vor allem andern sich an den Fuchs zu wenden, dem er einst das Leben rettete, denn er dachte, daß dieser ihm wohl die beste Auskunft geben könne, wo sich der königliche Hühnerhof befände. Er zündete die beiden Haare an, welche ihm Freund Reinecke verehrt hatte, und erfreute sich an der eben so eiligen Ankunft desselben.

„In was kann ich dir dienen?“ fragte der Fuchs.

„Ich bitte dich,“ sprach Iwanich, „sage mir, wo der grose Hühnerhof des Königs ist?“

„Der Hühnerhof ist kaum eine halbe Stunde von hier entfernt, so du willst, geleite ich dich bis zu demselben hin.“

Iwanich nahm dieses Anerbieten an und folgte dem Fuchse.

Während sie so fortschritten, fragte ihn dieser: „Was hast du denn in dem königlichen Hühnerhofe zu besorgen, dass du um diese Zeit, da es schon Nacht zu werden beginnt, dich dahin begibst?“

Da erzählte ihm der Prinz, dass ihm seine Stute und sein Füllen entlaufen seien, und sich beide in dem Hühnerhofe vor ihm verborgen hätten, und nun wolle er suchen, ihrer wieder habhaft zu werden.

„Dieses wird dir schwerlich gelingen,“ erwiederte hierauf der Fuchs, „doch mir fährt ein Gedanke durch den Kopf. Wenn wir zu dem Hühnerhofe kommen, so stelle dich zu der Thüre desselben, und harre dort ruhig auf deine Pferde. Ich aber will indessen durch eine mir bekannte Mauerlücke in den Hühnerhof schlüpfen, und alle Hühner in demselben so lange herumjagen, bis ihr Geschrei die königlichen Wächter bewegen wird, in dem Hühnerhofe nachzusehen. Sie werden die Pferde finden,

sie als die Ursache dieses ungewöhnlichen Lärmes betrachten und hinauspeitschen. Du benützest nun den Augenblick, fängst sie, schwingst dich auf die Stute hinauf, fassest das Füllen am Zaum und bringst auf diese Art beide wieder ungehindert nach Hause."

Der Prinz befolgte den Rath des schlauen Freundes, fing glücklich seine beiden Pferde und trabte mit ihnen froher als jemals nach Hause.

Wie er also freudig über seine gelungene Rettung aus der Schlinge der Hexe, über die Heide dahin trabte, sprach mit einemmale die Stute zu unserem Reiter: „Du bist der erste Glückliche, dem es gelungen ist, die schlaue Corva zu überlisten, und kannst nun, nach deinem Belieben, für die Dienste, welche du ihr geleistet, eine Belohnung fo[illegible]n. Wenn du mir aber Verschwiegenheit gelobst, so will ich dir einen Rath mittheilen, dessen Befolgung dich gewiß niemals gereuen soll." Iwanich gelobte ihr das strengste Stillschweigen, und die Stute fuhr fort: „Als Belohnung fordere von Corva nichts anderes, als — mein Füllen; denn dieses ist mit Nichts auf der Welt zu vergleichen und mit keiner Summe zu bezahlen, denn es besitzt eine solche Schnelligkeit, daß es dich in wenig Minuten von einem Ende der Erde bis an das andere versetzen kann. Die alte Corva wird zwar alles an-

wenden, um dich von deinem Begehren abzubringen, und dir das Füllen als krank und träge schildern, glaube aber ihren Worten nicht, und beharre fest auf deiner Forderung."

Iwanich wünschte sich schon in dem Besitz dieses Füllen zu sehen, und versprach der Stute, ihrem Rathe zu folgen.

Als er zu Hause angekommen war, empfing ihn Corva, ganz wider seine Erwartung, voll grinsender Freundlichkeit, und setzte ihm zum Nachtimbiß jetzt viel mehr und gewählteres Speisen vor, als sie bisher gethan hatte. Sodann fragte sie ihn: „Was verlangst du nun, mein Söhnchen, daß ich dir zur Belohnung gebe für deine Dienste?"

„Ich verlange nicht mehr und nicht weniger," antwortete hierauf der Prinz, „als das Füllen von deiner Stute."

„Das Füllen?" erwiederte mit scheinbarem Erstaunen die listige Corva. „Ei, ei, damit würdest du eine schlechte Belohnung erhalten. Nein, nein, du hast viel etwas Besseres verdient für deine jahrelange Treue."

Iwanich. Wenn auch, ich begnüge mich mit dem Geringeren. Gebt mir nur das Füllen.

Corva. Das Thier ist siech und träge.

Iwanich. Sei es!

Corva. Auch ist es fuchsig.

Iwanich. Immerhin!

Corva. Und auf dem einen Auge sieht es beinahe gar nichts.

Iwanich. Dem ungeachtet, ich will nun einmal nichts anderes zur Belohnung für meine Dienste, als dieses Füllen.

Da nun die Alte sah, daß Iwanich von seiner Forderung durchaus nicht abzubringen sei, sprach sie endlich zu ihm:

„Ich darf mein Versprechen nicht zurücknehmen, und muß dir das Füllen überlassen. Da mir aber sowohl deine Abkunft, als dein früherer Lebenslauf bekannt ist, so will ich dir auch bekannt machen, wie sehr dir dieses Füllen nützlich werden kann."

„Jener Mann, den du durch Besprengung mit Wasser aus dem Ohlkessel befreitest, ist ein böser, arglistiger Zauberer, der durch deine unvorsichtige Handlung deine Gemahlin in seine Gewalt bekam, und ihr Schloß und ihre Besitzungen in eine entfernte Weltgegend hinzauberte."

„Du bist der Einzige auf Erden, der ihm das Leben nehmen kann, er fürchtet dich daher auch so sehr, daß er sich täglich durch seine Späher Nachricht von deinem Aufenthalt bringen läßt."

„Es würde dir nie möglich geworden seyn, dich wieder in den Besitz deiner Gattin zu setzen, wenn du nicht dieses Wunderpferd bekommen hättest. Mit diesem Pferde aber wirst du den Zauberer in kurzer Zeit einholen, ungeachtet er sich bereits schon vor dir auf die Flucht begeben hat."

„Wenn du ihn erreichest, so hüthe dich aber ein einziges Wort mit ihm zu sprechen, wenn du nicht dem Grimme seiner Genossen anheimfallen willst, sondern ergreife ihn, wenn er dir entgegenkommt um dich zu bewillkommen, rasch bei seinem Barte, und schleudre ihn auf die Erde, das Übrige überlasse nur deinem Füllen.

Iwanich, welcher schon lange die Hoffnung aufgegeben hatte seine geliebte Gemahlin jemals wieder zu finden, sah nun mit einemmale die Erfüllung derselben so nahe vor Augen, und ward beinahe außer sich vor Freude. Sogleich schwang er sich auf sein Füllen und drückte ihm die Sporne in die Flanken, daß dieses wie ein Blitz mit ihm die Luft durchsauste.

Schon begann es zu dämmern, als er einige ferne Schatten im Zwielichte vor sich gewahrte, bald hatte er diese erreicht; es war der Zauberer mit seinen Gefährten, welche in Wägen von Eulen gezogen die Luft durchschifften. Als ersterer sah, daß er dem Prinzen nicht mehr entkommen könne, hielt er sogleich in

seinem Fluge ein, und wendete sich, eine süße Freundlichkeit heuchelnd, zu demselben, indem er ihm zurief:

„Ei willkommen, willkommen mein theuerster Lebensretter!“

Der Prinz aber faßte ihn, ohne ein Wort zu sprechen, sogleich bei seinem Barte und schleuderte ihn auf die Erde hinab.

Wie ein Blitz fuhr sein Füllen mit ihm hintendrein und machte in wenigen Minuten mittelst seinen malmenden Hufen dem Leben des räuberischen Bösewichts ein Ende.

Kaum hatte dieser seine schwarze Seele verhaucht, befand sich Iwanich auch schon wieder in dem Pallaste seiner Gattin, alle Diener strömten herbei, und freuten sich über ihre Rettung aus den Zauberbanden des Magiers und über die Ankunft ihres Gebieters.

Da flog auch Militza in seine Arme und beide verschmelzen in die seligen Freuden des Wiederfindens.

Von nun an lebte, wie die Sage erzählt, Prinz Iwanich mit seiner geliebten Gattin ein ungetrübtes zufriedenes Leben, und Beide freuten sich noch vieler schmucker Töchter und wackerer Söhne.

Der Meiſterlügner.

In einem von Fremden aller Art vollgepfropften schlechten Schankhause eines slavonischen Dorfes, in dem eben Jahrmarkt gehalten wurde, trafen sich zwei Männer in abgeschabten, verblichenen Kleidern, deren Antlitz sich jedoch durch einen besonderen Zug von Verschmitztheit vor den übrigen auszeichnete.

Es waren zwei Krämer, die einander bei ähnlichen Gelegenheiten schon mehreremale dort gefunden hatten. Sie saßen nun wieder an einem Tische sich gegenüber, allein diesesmal mit einem nicht zu verkennenden Mißmuthe, denn sie hatten trotz der Menschenmenge, welche der Jahrmarkt hier versammelte, wenig oder vielmehr gar nichts von ihren Waaren an Mann gebracht.

Die Ursache aber, warum ihnen Niemand etwas abkaufen mochte, war: weil beide in der ganzen Umgegend als die größten Lügner verrufen waren, und Jedermann fürchtete, im Falle er sich mit ihnen einließe, von ihnen belogen und hintergangen zu werden.

Bajo und Cyrill, so hießen die Beiden, hatten so eben ihr gemeinschaftliches Mittagsmal ver-

zehrt, und beriefen nun den Schenkwirth, ihnen die Zeche zu machen. Da ergab sich aber für sie ein neues Ereigniß, welches nicht geeignet war, ihren Mißmuth zu vermindern. Der Schenkwirth nämlich forderte von ihnen fünfundzwanzig Ungarisch für ihre Zeche. Ein Ungarisch aber ist nicht zu theilen, und daher wollte jeder von ihnen nur zwölf Ungarisch, keiner aber den fünfundzwanzigsten bezahlen, denn Bajo wie Cyrill waren über die Maßen eigennützig.

„Höre," sprach Cyrill zu Bajo, „ich will dir einen Vorschlag machen, wie wir die Sache ohne Zank ins Reine bringen können."

„Laß doch hören," entgegnete Bajo.

„Wir sind Beide in dieser Gegend als Meisterlügner bekannt, noch aber ist es unentschieden, wem von uns Beiden dieser Ehrenname mit Recht gebührt. Wir wollen daher eine Wette eingehen und wer von uns im Stande ist, den andern dermaßen zu belügen, daß ihm sein Gegner, wider seinen Willen, gestehen muß, er habe die Unwahrheit gesagt, der soll hinfort den Titel eines Meisterlügners beibehalten, der verlierende Theil aber den fünfundzwanzigsten Ungarisch bezahlen."

„Topp!" rief Bajo. „Ich werde mich wohl hü-

then," fuhr er lachend fort, „dir zu sagen, daß du gelogen hast."

„Wir wollen sehen wer am Ende lacht," erwiederte Cyrill. „Nun aber laß uns jeden einen Ungarisch bei dem Wirthe erlegen, und uns auf den Weg machen, um im nächsten Dorfe eine Unterkunft für die Nacht zu suchen, da hier die Schenke von Fremden so sehr überfüllt ist, daß sich für uns kein Platz mehr vorfindet. Morgen mag dann der Sieger seine Einlage wieder zurückbegehren.

Wie gesagt, so gethan. Jeder bezahlte dem Wirth einen Ungarisch mit dem Bedinge: einen für die Ergänzung der Zeche zu behalten, den andern aber dem Sieger am nächsten Tage wieder zurückzugeben, worauf sie die Schenke verließen.

Sie mochten aber kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als sich mit einemmale ein heftiger Sturmwind erhob, der vor ihnen den Staub in Wirbeln emportrieb, und das Herannahen eines Gewitters verkündete.

In der That verfinsterte sich der Himmel auch immer mehr, der Donner rollte immer stärker und schon fielen dicke Tropfen auf das Baumgezweige. Da erinnerte sich Bajo, daß sich nicht mehr ferne der Freudhof des benachbarten Dorfes mit der sogenannten

Todtencapelle befinden müsse, in welcher sie allein noch Unterkunft und Schutz vor dem Ungewitter finden konnten. Sie verdoppelten daher ihre Schritte und sahen nach einigen Minuten auch wirklich das Dach des alten Gebäudes aus dem Waldgestrippe hervorragen.

An der Capelle angelangt, fanden sie die Thüre derselben nur angelehnt, und traten in die finstere Halle. Da fand sich, daß die Thüre mit einem Schlosse versehen sei, welches von Innen ohne Beihülfe eines Schlüssels auf- und zugesperrt werden konnte. Sie schlossen daher die Thüre, um nicht von ungebetener Gesellschaft belästiget zu werden, und tappten sich durch das Dunkel vorwärts, einen Ort suchend, an welchem sie ausruhen könnten.

Bajo entdeckte auch glücklich einen alten Stuhl und Cyrill eine sargähnliche Kiste, welche halb mit Linnen und mit Flachs angefüllt war. Almosen, welches die Leute dieser Capelle zu weihen pflegten, und durch ein Fensterchen ober der Kiste hineinwarfen. Bajo nahm daher von dem Stuhle Besitz, indessen sich Cyrill in die Kiste legte.

„Wir sind geborgen," rief Cyrill, „und können hier ohne naß zu werden den Morgen erwarten, und wenn es dir gefällt, so kannst du jetzt gleich deine Geschichte beginnen."

„Du hast recht," erwiederte Bajo, „wir haben
ht Zeit und Muße genug dazu."

Nach kurzem Besinnen begann er hierauf seine
rzählung, während draußen das Gewitter mit aller
acht losbrach, und der Regen, von anhaltenden Bli-
n, welche die seltsame Gruppe der beiden Wanderer
der Behausung des Todes beleuchteten, ununter-
chen auf Wald und Capelle niederprasselte.

Cyrill in seiner Kiste horchte seinem Gefährten
dem Lehnstuhle aufmerksam zu, welcher sich in Lü-
n zu erschöpfen schien. So war endlich die Mitter-
ht hereingebrochen, das Gewitter hatte wieder
as nachgelassen, als mit einemmale mehrere Stim-
n die Stille vor der öden Behausung unterbrachen,
dem Erzählen vor der Hand ein Ende machten.

Der Erzähler, wie sein Zuhörer erschraken nicht
nig über diese unvermuthete Störung, noch mehr
r, als sie an den Flüchen und rohen Äußerungen
Nahenden gar bald entdeckten, daß sie Räuber
n. Unbeweglich horchten Beide und hörten bald,
sie mittelst mehrerer Schlüssel versuchten, das
loß aufzusperren.

„Was ist jetzt zu thun?" flüsterte Bajo zu seinem
ährten, „es ist keine Stelle in dem ganzen Ge-
be, wo wir uns verbergen konnten."

„Es ist nichts klügeres zu thun, als daß wir Todte vorstellen," erwiederte Cyrill. „Ich bleibe in dieser Kiste liegen, und du lehnst dich in jenen Winkel, damit die Räuber glauben, man habe dich, bis du einen Sarg bekämst, indessen dahin gelehnt." Vaio sah, daß durchaus sonst nichts zu ihrer Rettung zu thun sei, und machte sich daher schnell auf seinen Posten. Kaum hatte er diesen eingenommen, als auch schon die Thüre in ihren Angeln knarrte, und die Räuber in das düstere Gewölbe traten.

Es waren zwölf mit Pistolen und Säbeln bewaffnete Männer, von schaudervollem Aussehen, denen ein dreizehnter, unbewaffnet, eine Blendlaterne vortrug. Der letzte der Räuber machte die Thüre wieder zu, ohne sie jedoch zu versperren.

Als sie in die Mitte des Gewölbes gekommen waren, befahl der Hauptmann, welcher sich durch einen rothen Busch auf seiner Mütze, so wie auch durch seine Kleidung vor den andern auszeichnete, einen Teppich auf den Boden auszubreiten, und die Laterne in die Mitte desselben zu stellen, welches auch sogleich geschah, worauf sich sämmtliche Räuber mit Ausnahme des Einen, Unbewaffneten, in der Runde lagerten.

Als jeder seinen Platz eingenommen hatte, zog

der Hauptmann einen vollen Geldsack hervor, dessen Inhalt er auf dem Teppich ausschüttete. „Heute haben wir einen guten Fang gethan," rief er sodann, „und Jeder von uns soll jetzt seinen gehörigen Antheil davon bekommen. Nur du gehst diesesmal noch leer durch," fuhr er fort, sich zu jenem wendend, welcher ihnen die Laterne vortrug, „da du erst jetzt bei unserer Bande aufgenommen wurdest, und noch dein Probestück nicht abgelegt hast. Damit du aber auch einen Antheil an unserer Freude habest, schenke ich dir diesen Säbel, ein gutes Stück Waffe, der schon mehrere Schädel entzweigespalten, und mit dem du gelegentlich dein Meisterstück ablegen kannst."

Mit diesen Worten hakelte er seinen Säbel los, und reichte ihn dem Unbewaffneten, welcher dafür seinen Dank aussprach, und während nun der Hauptmann und die andern sich mit dem Zählen des Geldes beschäftigten, in der Halle auf und nieder ging.

Bald erblickte der wandelnde Räuber Bajo in seinem Winkel.

„Erlaubt mir Hauptmann," sprach er hierauf, sich zu diesem wendend, nachdem er Bajo eine Weile betrachtet hatte, „daß ich an diesem todten Kerl hier meinen ersten Versuch im Kopfabschlagen machen darf."

„Das kannst du immerhin thun,“ antwortete mit Lachen der Hauptmann.

Der Räuber stellte sich hierauf vor den vermeintlichen Todten hin, erhob seinen Säbel und rief: „Gebt Acht, Hauptmann, ich werde dreimal mit dem Säbel zum Streiche ausholen, und das drittemal mit einem Hiebe dem Burschen den Kopf vom Rumpfe hauen.“

Der Hauptmann und seine Gefährten wendeten sich lachend nach ihm, um das Schauspiel mit anzusehen. Schon hatte er den Säbel zweimal über den in Todesängsten badenden Bajo geschwungen, jetzt holte er zum drittenmale aus, da aber rief der vermeintliche Todte, ohne sich zu regen, mit hohler fürchterlicher Stimme: „Stehet auf ihr Todten!“

„Ich auch?“ — frug im tiefsten Basse Cyrill in seiner Kiste.

„Ja,“ schrie der erstere wieder, welches aber von den erschreckten Räubern kaum mehr gehört werden konnte, da sich alle, wie von einem Sturmwinde hinweggefegt, über Hals und Kopf aus der gespenstigen Capelle geflüchtet hatten.

Eine gute Strecke von dem Freudhofe aber fanden sie sich wieder zusammen, und der Hauptmann bot demjenigen, der aus der Halle die zurückgelassene Beute zu holen wagte, die Hälfte derselben als Be-

lohnung, aber Keiner von ihnen hatte den Muth, den Lohn verdienen zu wollen.

Da nun der Hauptmann sah, daß alles Anerbieten vergebens sei, entschloß er sich endlich selbst das Wagniß zu unternehmen.

Er schlich sich gebückt und jedes Geräusch vermeidend bis zu dem Eingange des Gewölbes, und horchte hier, da er mehrere Stimmen in demselben vernahm, an der Thüre, doch wagte er es nicht, dieselbe zu öffnen. Leisen Schrittes begab er sich sodann zu dem schon erwähnten Fensterchen, um zu versuchen, ob er von hier aus nicht entdecken könne, was in der Capelle vorgehe. Er steckte daher sehr vorsichtig den Kopf durch das Fensterchen, welches Cyrill, der sich noch in der Kiste befand, sog[illegible]ch bemerkte. Hastig fuhr dieser nach dem Kopfe des Räubers, um ihn bei den Haaren zu fassen, allein statt diesen erwischte er die Mütze desselben, in welcher sich, wie er später erst entdeckte, sechshundert Ducaten eingenäht befanden.

Der auf das Äußerste erschreckene Hauptmann prallte voll Entsetzen zurück, und hörte noch, bevor ihm der Schreck zu entfliehen erlaubte, wie die in der Todtencapelle sich befindenden sich um einen Ungarisch stritten.

Unaufhaltsam, als ob ein ganzes Heer von wü-

thenden Geistern und Gespenstern ihn verfolgte, floh er jetzt zur Kirchhofsthüre hinaus, und rief schon von ferne seinen Gesellen zu, so, daß es Bajo und Cyrill in der Halle hörten: „Flieht, flieht, bevor uns noch ein grösseres Unglück betrifft, es sind so viele Gespenster in der Capelle, daß von der ungeheuren Summe, die wir in derselben zurückliessen, nicht einmal ein Ungarisch auf Eines derselben kommt.

Hierauf vernahmen die beiden Krämer, wie die Bande eiligst durch den Wald entfloh.

Als sie sich vollends überzeugt hatten, daß sie von den Räubern nichts mehr zu befürchten hätten, und den unverhofften Schatz gewissenhaft zu theilen versprachen, sagte Cyrill zu Bajo: „Ich dächte, daß du nun wieder in deiner Geschichte fortfahren könntest.“ „Du hast recht,“ erwiederte Bajo, „aber ich bin durch das Vorgefallene so sehr verwirrt geworden, daß es mir unmöglich ist, den Faden der Geschichte wieder aufzufassen. Solltest du aber im Stande seyn, mir die deinige erzählen zu können, so siehst du mich bereit dir zuzuhören.“

„Ich bin es zufrieden,“ erwiederte Cyrill, „obgleich ich darauf nicht vorbereitet bin.“

Hierauf setzte er sich in seiner Kiste zurecht, und begann nach einigem Nachdenken: „Mein Vater

war, wie es die ohnehin bekannt ist, ein armer Taglöhner, welcher sechs Kinder hatte, von denen ich das älteste war.

Kurze Zeit nach der Geburt meines jüngsten Brüderchens starb meine Mutter und nur die Güte mitleidiger Menschen rettete meine kleineren Geschwister von dem Hungertode.

Mich nahm ein weitschichtiger Vetter, der eine Schenke an der Gränze von Ungarn, ziemlich entfernt von meinem Geburtsorte, hatte, zu sich.

Mein Vetter war ein sehr hagerer, schlichter und gutmüthiger Mann, sein Weib hingegen eine eben so dicke als boshafte und zanksüchtige Alte, die ihren Fäusten, welche ganz im Verhältnisse mit ihrer übrigen Leibesbeschaffenheit standen, tagtäglich, und das blos zu ihrer Unterhaltung einige, für mich nichts weniger als angenehme, Bewegungen auf meinem Rücken erlaubte.

Einmal geschah es, daß mein hagerer Vetter auf einige Tage verreisen mußte, und seine fette Ehehälfte ebenfalls Lust bekam, ihre unförmliche Fleischmasse zu einem Besuche in das nächstliegende Dorf zu wälzen. Sie befahl mir noch am Abende vor ihrer Wanderung während ihres Außenseyns ja wohl aufzupassen, die Butter zu rühren, die Sperlinge von dem

Kirschbaume zu verscheuchen, die jungen Hühner zu hüthen, daß sie nicht der Geier, der schon mehrere Tage den Hühnerhof umschwärme, rauben möchte, und im Falle Fremde einsprechen würden, sie mit Wein und dem Erforderlichen gehörig zu bedienen. „Finde ich nicht alles," schloß sie ihren Auftrag, „wie ich dir es anbefohlen habe, so mache dich auf eine volle Tracht Schläge gefaßt."

Mit dem nächsten Morgen, nachdem sie mich mittelst mehrerer Püffe aus dem Bette gejagt hatte, machte sie sich auf den Weg, und ich mich an meine Arbeit.

Aus Vorsicht, daß der Geier keines der jungen Hühner entführe, band ich sie alle an eine Schnur, füllte sodann das Butterfaß, um jedoch auch die Sperlinge von dem Kirschbaume zu verscheuchen, stieg ich mit dem Butterfaß auf denselben, und rührte, auf seinen Zweigen sitzend, die Butter. Nun dachte ich Alles sehr klug angestellt zu haben, leider aber konnte ich nicht lange bei meiner Arbeit bleiben, denn nach kurzer Frist pochten schon zwei Reisende an die Schenke.

Ich eilte daher, wie es mir befohlen wurde, die Gäste zu bedienen glitt aber unglückseliger Weise im Herabsteigen von dem Baume aus, und riß zugleich

das Butterfaß mit mir hinab, dessen Inhalt sich in weißen Strömen über die Erde ergoß. Als ich den Reisenden die Thüre geöffnet hatte, verlangten sie Wein, ich lief in den Keller, um welchen zu holen. Während ich aber im Begriffe stand, die Kannen zu füllen, rief mir einer der Gäste, daß der Geier meine jungen Hühner entführe.

Durch dieses neue Unglück außer mir gebracht, vergaß ich den Spund wieder in das Weinfaß zu stecken, und eilte, mein Glück aus den Krallen des Geiers zu retten.

Vergebens aber verfolgte ich ihn eine gute Strecke, er schwang sich immer höher und höher und schwand endlich mit seinem Raube gänzlich aus meinen Augen.

Bei meiner Zurückkunft fand ich nicht nur allein den Kirschbaum von den Sperlingen beinahe abgefressen, sondern auch allen Wein aus dem Fasse geronnen.

Um diese Überschwemung zu verbergen, schüttete ich schnell den ganzen Vorrath von Mehl, welcher sich in einer Kiste befand, in dem Keller aus, welches aber zu meiner Verzweiflung das Vorgefallene nur noch sichtbarer machte.

Die Reisenden mußten, ohne Wein bekommen

zu haben, wieder abziehen, und ich wußte mich vor den angedrohten Schlägen durch nichts anderes als durch die Flucht zu retten, welche ich auch sogleich bewerkstelligte.

Noch vor Sonnenuntergang erreichte ich das nächste Dorf und flehte dort, aber vergebens in mehreren Häusern um eine Nachtherberge. Endlich erbarmte sich ein altes Mütterchen meiner und nahm mich auf. Sie bereitete mir in einem Winkel ihrer Hütte ein Lager aus Stroh, auf welches ich mich, ermüdet durch die Anstrengungen des Tages, meine Verzweiflung und die Wanderung, sogleich niederstreckte. Ich mochte noch nicht lange gelegen haben, als der Mann der Alten, ein Schafhirte, von drei großen Schäferhunden begleitet, in die Stube hereinpolterte. Er bemerkte mich sogleich und fragte die Alte: „Wer ist der fremde Geselle und was will er hier?“ —

Das Mütterchen antwortete hierauf: „Es ist ein armer zugereister Junge, der nirgends ein Nachtlager gefunden, und dem ich eines aus Mitleid eingeräumt habe.“

„Da hast du recht gethan, alte Hexe,“ sprach der Hirte, „ich bin sehr aufgelegt, mein Nachtmahl in Gesellschaft zu verzehren.“

„Heda!“ rief er jetzt, sich zu mir wendend, „frisch

auf Bursche, und folge mir in die Küche, daß wir das Nachtessen bereiten."

Was war zu thun? der Mann sah ganz aus, als sey er gewohnt, jede Einwendung, nach Art der mir unvergeßlichen Frau meines Vetters, mit einer vollen Ladung von Prügeln zu vergelten, ich sah mich daher gezwungen, trotz meiner Müdigkeit, ihm in die Küche zu folgen.

Hier angelangt, fachte er ein großes Feuer an, setzte einen übermäßig großen Kessel zu demselben, so, daß mich schon die Furcht anwandelte, er habe mich selbst zu seinem Nachtmale ausersehen.

Diese Furcht indessen verschwand in kurzer Zeit, da er einige Zuber Mehl und Schmalz in den Kessel schüttete, woraus er sein Nachtessen bereitete, und wobei ich ihm hülfreiche Hand leisten mußte.

Als die riesenmäßige Speise fertig geworden, schüttete er sie in einen großen Schweinetrog, schleppte diesen mit meiner Beihülfe auf den Tisch in die Stube, und befahl mir, mich zu ihm zu setzen. Als ich dieses gethan, ergriff er ein Messer und theilte mit demselben das nichts weniger als einladende Essen in dem Troge in zwei gleiche Theile, worauf er zu mir sagte: „Die eine Hälfte gehört mir, die andere dir.

Jeder von uns muß seinen Theil aufessen, daß du es weißt."

Er begann auch sogleich mit einer bewunderungswürdigen Hast seinen Theil zu verschlingen, welchem Beispiel zu folgen auch ich gezwungen war. Bevor ich jedoch nur einen geringen Theil der mir zugekommenen Hälfte zu verzehren im Stande war, hatte er bereits die seine ganz verschlungen, worauf er sich in seinen Stuhl zurücklehnte, und nachdem er einigemale fürchterlich gegähnt hatte, allsogleich einschlief.

Ich wurde theils von der Speise, theils von dem Anblicke derselben bald gesättiget, und da ich mich scheute, sie ungenossen stehen zu lassen, legte ich sie den Schäferhunden des Hirten vor, allein, wahrscheinlich früher schon gesättigt, mochten sie nur weniges davon verzehren. Ich wußte mir nun auf keine andere Art zu helfen, als daß ich, da ich nach ungarischer Art das Hemde in die Gatje gesteckt trug, mir dieses mit dem nicht geringen Reste der übrig gebliebenen Speise, rings herum, so gut es nur ging, vollstopfte.

Nach einer Weile erwachte der Hirte wieder, langte einen Dudelsack von einem Wandgestelle und befahl mir mit seiner Alten, welche während unserem Male auf der Ofenbank eingenickt hatte, zu tanzen.

Meine Einwendungen, daß ich nicht zu tanzen verstünde, halfen nichts, und ich mußte, willig oder nicht, die schlaftrunkene Alte ergreifen, und mit ihr in der Stube wie ein Besessener herumspringen, bei welcher Unterhaltung sich meine Tänzerin beinahe zu Tode pustete und hustete.

Unglücklicherweise aber schob sich mein etwas kurzes Hemde durch die allzuheftige Erschütterung aus der Gatje und die darin aufbewahrte Speise quoll von allen Seiten heraus. Kaum bemerkte dieses der Hirte, als er den Dudelsack weglegte, und mit einer fürchterlichen Stimme schrie: „Wie, du Vielfresser, so hattest du nicht genug an deinem Theile, mußtest du mir auch, während ich schlief, den meinen stehlen? Heda Alte!“ rief er mit noch gräßlicherer Stimme zu seinem Weibe, „reiche mir geschwind die Hacke her, daß ich den Dieb erschlage.“

Kaum aber hörte ich dieses, als ich die Alte weit von mir wegstieß, und bevor es ihr der Schwindel erlaubte, das Verlangte zu bringen, durch das Fenster entsprang.

Es war dunkle Nacht, als ich mich gerettet sah, und an den öden Häuserreihen des Dorfes dahin schlich, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden sollte. Endlich erblickte ich einen Mann, welcher eben die Schenke verlassen hatte. Diesen bat ich, mich mitzunehmen,

damit ich die Nacht nicht unter freiem Himmel zubringen dürfte. Er willigte in meine Bitte, da aber in seinem Hause schon alles schlief, und er sich fürchtete, seine Ehegesponsin aus dem Schlafe zu stören, gab er mir einen großen Schafpelz, in welchen eingewickelt ich die Nacht zubrachte.

Als der Tag herangebrochen war, ließ er mich zu sich berufen und fragte mich um meine Herkunft, und ob ich bei ihm als Schafhirte dienen wollte. Ich bejahte es mit Freuden, worauf er mir ein Frühstück vorsetzen ließ, und mich sodann nach seiner Schafweide führen wollte. Eben bereit ihm dahin zu folgen, befahl mir seine Frau, eine Kürbisschale, in welcher sie Salz aufbewahrte, von einem Schranke herabzulangen. Ich ergriff die Schale am Rande, aber ach, das morsche Gefäß zerbrach und das Salz lag auf der Erde verschüttet.

Gleich einer Rasenden sprang die Frau nach einem Prügel und lief mir nach, aber die Schnelligkeit meiner Füße rettete auch dießmal meinen Rücken vor den unwillkommenen Begrüßungen. Auf der Landstraße angelangt, auf welche ich nun schon zum zweitenmale herausgetrieben worden war, begegnete ich drei Wanderburschen mit welchen ich bis in meinen Geburtsort gelangte.

„Du hattest in deiner Jugend viel auszustehen, armer Cyrill," sagte Vajo lächelnd.

„Ja wenn es nur auch damit schon abgethan gewesen wäre," erwiederte Cyrill, und fuhr dann weiter fort:

„In dem Hause meines Vaters angelangt, erfuhr ich zu meiner großen Betrübniß, daß er während meiner Abwesenheit gestorben sei. Was mich aber nächst diesem am meisten schmerzte, war, daß ich nichts Schriftliches über seine Herkunft vorfand, und diese daher zweifelhaft erscheinen mußte.

Ein kluger Mann, der die Verehrung des ganzen Dorfes genoß, rieth mir, den nächsten Weg einzuschlagen, um hierüber Sicheres zu erfahren, und mir den Taufschein meines Vaters aus dem Himmel selbst zu holen.

Ich ging vor das Dorf hinaus und dachte darüber nach, wie ich dieses bewerkstelligen könnte. Da bemerkte ich zu meiner größten Freude in einem nahen Sumpfe ein Rohr, welches bis zum Himmel hinanreichte. Auf diesem kletterte ich eiligst hinauf und gelangte glücklich zu dem Ziele meiner Wünsche. — Nachdem ich mein Geschäft ohne irgend ein Hinderniß und so schnell als möglich zu Ende gebracht und die gehörige Auskunft erhalten hatte, wollte ich wieder zurück-

steigen, aber zu meiner großen Bestürzung hatte unterdessen eine Ziege das Rohr abgefressen, ich wußte mir nun nicht zu helfen, und war der Verzweiflung nahe.

Da fand ich in meiner Tasche zufällig einige Pfund Flachs, aus diesem spann ich sogleich einen Faden, welchen ich auf die Erde hinab ließ, um zu sehen, ob er ausreiche, da zeigte es sich aber, daß er leider zu kurz war. Eine neue Verlegenheit, von der mich aber bald meine Klugheit rettete. Ich schnitt nämlich ein Stück von dem obern Ende des Fadens in mehrere Theile und knüpfte diese an das untere Ende desselben, um ihn zu verlängern. Hierauf befestigte ich ihn an einen Balken der Himmelspforte, und ließ mich wieder auf die Erde herab. Als ich das Ende des Fadens erreicht hatte, schwebte ich jedoch, zu meinem nicht geringen Schrecken, noch zehn volle Klafter hoch über der Erde und zwar über einem Sumpfe.

Mein Untergang war unvermeidlich, daher wollte ich meine Todespein nicht verlängern, ließ den Faden los, stürzte und — versank in den Sumpf. Als ich aber in demselben versunken war, kam mir plötzlich der Gedanke, daß ich doch noch zu retten sei. Wie gedacht, so gethan. Ich eilte so schnell als ich nur konnte nach Hause, holte eine Schaufel und befreite mich,

bevor ich noch gänzlich erstickt war, aus dem Moorgrunde. Erfreut über meine geglückte Rettung eilte ich nun nach meinem Geburtsorte. Auf einem Ackerfelde traf ich mehrere Bekannte, welche eben mähten. Ich frug sie, wie sie sich befänden, und sie antworteten, daß es ihnen wohl ginge, beklagten sich aber über ihre beschwerliche Arbeit und über die fast unerträgliche Sonnenhitze. „Ihr könnt euch leicht denken, wie sauer uns die Arbeit werden muß," sprach zu mir ein alter Mähder, indem er sich den Schweiß von der Stirne strikte und seine Sichel aufs Neue dengelte, „da uns dieselbe nicht einmal erlaubt, Wasser aus dem nächsten Fluß zu holen, um unsern Durst zu stillen."

„Diesen Dienst kann ich euch wohl erweisen," erwiederte ich, nahm sodann den irdenen Krug und begab mich zu dem Flusse.

An diesem angelangt, fand ich aber, daß er fest zugefroren war, und da ich nichts erblickte, womit ich das Eis zerschlagen konnte, riß ich mir rasch den Kopf vom Rumpfe, schlug ein Loch in die Eisrinde, schöpfte den Krug voll, und eilte hierauf wieder zu den durstigen Mähdern. Schon ganz nahe bei diesen hörte ich plötzlich ein schallendes Gelächter; neugierig die Ursache desselben zu erfahren, blickte ich um mich und

gewahrte zwei junge Mähderinnen, welche dasselbe hervorbrachten.

Ich fragte sie ganz verwundert, warum sie doch gar so sehr lachten? Da begannen sie aber neuerdings, und zwar aus vollem Halse, und erst nach einigen Minuten vermochten sie mich zu fragen, „wo ich doch nur meinen Kopf gelassen hätte?“ Jetzt erst bemerkte ich, daß ich ihn an dem Ufer des Flusses vergessen hatte. Ich lief daher spornstracks zurück, und kam noch eben recht, ihn den gefräßigen Zähnen eines Fuchses, der sich schon über ihn hergemacht hatte, zu entreißen. Ich brachte hierauf den Mähdern das verlangte Wasser und machte mich sodann auf den Weg nach Hause. Als ich schon bald mein Vaterhaus erreicht hatte, verfinsterte es sich aber mit einemmale, der Donner rollte und Blitze durchzuckten den Himmel. Ich trat eben an die Schwelle des Vaterhauses, als eine große leuchtende Kugel mit vielen feurigen und funkensprühenden Wirbeln durch die Lüfte sauste und plötzlich, hart vor mir zur Erde fiel, wo sie mit einem ungeheuren Knalle zerplatzte.

Als der Funkenregen, den das Zerplatzen dieser seltsamen Erscheinung verursachte, um mich verloh, gewahrte ich drei Büchelchen, welche auf der Stelle lagen, auf welcher die Kugel zerplatzte. Ich hob die

Büchelchen auf, und fand in jedem derselben, denke nur . . .“

„Nun,“ frug Bajo, „was fandest du denn?“

Cyrill. Ich fand in jedem dieser drei Büchelchen aufgezeichnet, daß dein Vater zwanzig Jahre dem meinigen als Knecht gedient habe.

„Du lügst!“ schrie Bajo erzürnt, „mein Vater war ein reicher Handelsmann, und der deine ein armer Tagelöhner, der . . .“

„Das weiß ich recht wohl,“ erwiederte lachend Cyrill, „aber ich weiß auch, daß ich meine Wette gewonnen habe.“

„Was?!“ rief Bajo ganz starr vor Erstaunen.

„Nun ja,“ fuhr jener lachend fort, „hast du mir nicht eben selbst zugestanden, daß ich dich belogen habe.“

„Alle Geier!“ schrie Bajo, „so hast du mich hinter das Licht geführt?“

„Mit deiner Erlaubniß,“ entgegnete Cyrill, „und zwar mit deinen eigenen Waffen. Sagte ich es aber nicht früher, wer am Ende lacht, der lacht am besten.“

Da schlug sich Bajo voll grimmen Ärgers mit der Faust vor die Stirne und sprudelte, vom Hohne Cyrills gestachelt, von Galle über und von Schma-

hungen auf seine Unvorsichtigkeit und Cyrills Hinterlist.

Allmählig aber milderten sich die Lavaausbrüche seines Zornes und zuletzt mußte er sogar zwischen Ärger und Lachen seinem Gegner den Sieg zuerkennen.

Indessen war auch der Morgen hereingebrochen, und die beiden Krämer theilten sich in das von den Räubern zurückgelassene Geld und kehrten in das Dorf zurück, in welchem der Jahrmarkt abgehalten wurde.

Der neue Meisterlügner schenkte dem Wirthe den fünfundzwanzigsten Ungarisch, Bajo aber bekannte frei, daß nicht er, sondern Cyrill in Zukunft mit diesem ehrenvollen Titel betheilt zu werden verdiene.

Schön-Jela.

In einer Gegend, welche gegenwärtig zur Türkei gehört, herrschte einst ein gewaltiger und weiser König.

Es schien, als ob die sonst so launenhafte Göttin des Glückes diesen Herrscher vor vielen andern zu ihrem Liebling auserwählt hätte, denn nicht nur daß sie alle seine Handlungen zu seinen Gunsten leitete, und alles Widrige von seinen Lebenswegen oft auf eine gar wunderbare Weise abzuwenden wußte, ließ sie ihn auch die Freude genießen, Vater von drei Söhnen zu seyn, deren körperliche und geistige Anlagen ihn zu der Erwartung berechtigten, aus ihnen herrliche seines Thrones würdige Stützen hervorgehen zu sehen. Auch verwendete er alle Sorge darauf, sie sowohl in Wissenschaften, als in Künsten durch die gelehrtesten Männer des Reiches unterweisen zu lassen.

Obgleich aber alle drei Söhne eines gleichen Unterrichtes genossen, übertraf doch immer der jüngste, Namens Milan, die beiden andern, und zeichnete sich vor ihnen durch seine überwiegenden Verstandeskräfte und durch sein offenes, freundliches Benehmen so sehr aus, daß ihm die Herzen aller Unterthanen

seines Vaters entgegenschlugen, und diese nichts so sehr wünschten, als daß er nach dem einstmaligen Ableben desselben den Thron besteigen möchte.

Der König selbst hegte gegen Milan eine größere Zuneigung als gegen Giuro und Ranko, die beiden älteren Prinzen, welche mehr Vergnügen in der Jagd oder in lustigen Gelagen, als in dem Unterrichte ihrer Lehrer fanden.

Mit immer wachsenderem Grolle hörten diese daher all' die Lobsprüche, welche über Milan ausgesprochen wurden, und der Neid schlug seine giftigen Wurzeln in ihre Herzen, welche sich allmählig mehr und mehr zur verderblichen Wucherpflanze gestalteten.

Der jüngste Prinz hingegen liebte seine Brüder aufrichtig, er verschmähte es nur, an ihren Spielen und nächtlichen Zechereien Theil zu nehmen, und zog es vor, da er eine vorzügliche Neigung zur Malerei hatte, so oft es ihm seine anderweitigen Studien erlaubten, die königlichen Bäder zu besuchen, deren Säle mit den mannigfaltigsten Werken berühmter Meister geziert waren.

So oft er mit seinen Brüdern gebadet hatte, und diese sich mit andern lustigen Gesellen in den anstoßenden Gärten zerstreuten, verweilte er vor diesen

Gemälden und hing mit trunkenen Augen an den verschiedenartigen Gegenständen, welche sich seinem Blicke darboten.

Eines Tages kam er auch in ein kleines Gemach, welches er bisher noch nicht betreten hatte. In diesem erblickte er das Bildniß eines Mädchens, vor dessen Schönheit er wie geblendet zurückprallte.

Wie an den Boden gewurzelt, stand er vor dem schönen Bilde und suchte vergebens seine Blicke von demselben abzuwenden, immer mußten sie wieder nach dem wunderbaren und lieblichen Angesichte zurückkehren, um neuen Zauber aus demselben einzusaugen.

Schon hatte er darauf vergessen, in den königlichen Pallast zurückzukehren, wo man bereits seiner an der Mittagstafel harrte, und erst ein Diener, welcher von dem König abgesendet ward um ihn zu suchen, weckte ihn aus seinen süßen Träumereien.

Auf dem Wege nach dem Pallaste schwebte ihm ununterbrochen das reizende Mädchenantlitz mit den goldenen Haarflechten und den Feuerblicken vor Augen, und allmählig wurde in ihm der Entschluß reif, das Urbild zu jenem Gemälde aufzusuchen.

An der Tafel erwähnte der Prinz jenes Gemäldes, und frug seinen Vater, ob er nicht wisse, wel-

der Künstler es verfertigt habe, und wo sich derselbe befände.

„Ich kaufte dieses wundervolle Bildniß," antwortete der König, „von einem reisenden Maler, welcher sich nur wenige Tage an meinem Hofe aufhielt, und weiß nicht, an welchem Orte er jetzt verweilen mag."

„Und wißt ihr auch nicht, wie sein Name ist," frug der Prinz ferner.

„Auch dieser ist mir entfallen," erwiederte der König. „Doch scheint es," fuhr er fort, „daß du ein großes Gefallen an dem Bilde gefunden habest?"

„Das größte in der That," entgegnete Milan, „um so mehr, da ich durchaus nichts anders denken kann, als daß es der Maler einem lebenden Wesen nachgebildet habe, welches aufzusuchen ich fest entschlossen bin, und sollte ich auch bis zu dem Ende der Welt wandern müssen."

Verwundert über diese sonderbare Äußerung seines Sohnes, machte ihm der König verschiedene Gegenvorstellungen, und suchte ihn von dem Gedanken abzubringen, ein Wesen aufsuchen zu wollen, welches vielleicht nirgends anders, als in der Einbildungskraft des Malers gelebt hatte.

Milan beharrte aber auf seinem gefaßten Entschlusse, und war nicht zu bewegen ihn aufzugeben.

„Nun wohl," sprach endlich der König, „ich will deinem, obwohl sonderbaren Unternehmen nicht hinderlich seyn, jedoch mag ich dich nicht allein den Gefahren überlassen, welche deiner auf dieser abenteuerlichen Fahrt harren mögen, Gjuro und Ranko, deine beiden Brüder, mögen dich daher auf deiner Reise geleiten."

Die drei Prinzen fügten sich gerne in den Ausspruch ihres Vaters, und traten nach wenigen Tagen, von seinen Segenswünschen begleitet, die seltsame Reise an.

Mehrere Wochen waren vergangen, ehe sie die Gränze des väterlichen Reiches erreichten. Nach Verlauf dieser Zeit gelangten sie in das benachbarte Königreich und nahmen ihren Weg nach der Hauptstadt desselben. In dieser befand sich zugleich der Hofhalt des Königs, welche Terco hieß, und die Prinzen beschlossen ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen.

Der König empfing sie mit vieler Freundlichkeit, und machte ihnen das Anerbieten einige Tage an seinem Hofe hinzubringen, welches sie, ohne die feine Sitte zu verletzen, nicht leicht ausschlagen konnten. Am zweiten Tage nach ihrer Ankunft führte sie der König selbst durch mehrere Abtheilungen seines Pallastes und zeigte ihnen viele der daselbst aufbewahrten

Merkwürdigkeiten. So gelangten sie auch in jene Abtheilung, welche die Bildersammlung des Königs enthielt. Nachdem sie mehrere Säle durchwandert hatten und König Terco ihnen manches Prachtstück seiner Gallerie angepriesen, und manchen Aufschluß über den Namen irgend eines Meisters oder die Entstehung dieses oder jenes Werkes gegeben hatte, vor welchem sie ihre Neugierde festhielt, führte er sie auch in ein Gemach, an dessen Hinterwand sie nur drei Frauenbilder in Lebensgröße und von außerordentlicher Schönheit erblickten.

Mit dem Gefühle der heftigsten Überraschung aber fuhr Milan an der Schwelle zurück, denn er erkannte sogleich in dem mittleren Bilde seine unbekannte Schöne.

Der König, ohne Milans Aufwallung zu bemerken, zeigte eben Bjuro und Ranko die Gemälde, an welchen diese von tiefem Staunen und wunderbarer Sehnsucht ergriffen standen.

Diese Gemälde, begann König Terco, halte ich für die schönsten in meiner Sammlung. Ich besitze sie erst seit zwei Monaten, vor welcher Zeit ich sie von einem Maler kaufte, der durch mehrere Jahre sich in den entferntesten Weltgegenden herumgetrieben und seinen Wohnsitz in meiner Residenz aufgeschlagen hat.

„So befindet sich der Maler noch in dieser Hauptstadt," frug der noch ganz überraschte Milan, den der Zufall so unvermuthet seinem Manne auf die Spur geführt hatte.

„Noch bis zu dieser Stunde," antwortete der König.

Milan. Da wäre es mir wohl auch gestattet, euch zu bitten, daß er in den Pallast gerufen werde, da ich ein großes Verlangen hege, ihn persönlich kennen zu lernen, vielleicht auch, daß er Zeit fände, meine beiden Brüder zu conterfeien.

König. Euer Wunsch wird ihm zu großer Ehre gereichen. Morgen in jedem Falle sollt ihr den Mann zu sehen bekommen.

Mit kaum zu beschwichtigender Ungeduld sah Milan dem verhängnißvollen Tage entgegen.

Noch niemals waren ihm die Stunden so träge hingeschwunden. Gefoltert von den peinigenden Schlangen der Ungewißheit suchte er vergebens nach Ruhe auf seinem prachtvollen Lager, der Schlaf floh seine Augenlieder, und kaum vermochte Milan das Qualvolle seiner Lage zu ertragen. Endlich brach der Tag heran, und mit ihm die Stunde, wo ein Edelknecht den Maler bei dem Prinzen anmeldete. Der Prinz empfing ihn auf das Huldreichste, und ersuchte ihn,

seine beiden Brüder zu conterfeien, wozu sich der Maler auch sogleich bereitwillig fand. Farbe und Pallette wurden herbeigeschafft und nicht lange, so hatte er auch schon die Entwürfe zu den Bildnissen der beiden Prinzen auf das Täuschendste vollendet.

Milan verwunderte sich sehr über die Kunstfertigkeit des Malers, und befragte ihn, wo er doch so überaus schön malen gelernt habe.

„Die ersten Unterweisungen in der Kunst," erwiederte ihm dieser, „erhielt ich von meinem Vater, der dieselbe ebenfalls von Jugend auf betrieb. Nach seinem Tode aber bereisete ich die vorzüglichsten Städte der Welt, wo ich mich unter der Leitung verschiedener berühmter Meister erst vollkommen ausbildete."

„Es freut mich sehr," nahm Milan wieder das Wort, „solch einen berühmten Künstler kennen zu lernen und ihm einen geringen Beweis meiner Achtung geben zu können." Mit diesen Worten zog er einen kostbaren Ring von seinem Finger und überreichte ihn dem bestürzten Künstler. „Diese Großmuth," stotterte dieser — „Jedoch," unterbrach der Prinz seine Dankfagungen, „kann ich diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne zugleich euch um Aufklärung über eine eurer Kunstleistungen zu ersuchen."

Maler. Befehlet ganz mit eurem Diener.

Milan. Gesteht mir offen, sind die drei weiblichen Gemälde, welche ihr dem König verkauftet, das Werk eurer Einbildungskraft, oder habt ihr sie lebenden Wesen nachgebildet?

Maler. Diese Gemälde sind Abbildungen von drei wirklich lebenden Prinzessinnen.

Milan. So könnt ihr mir auch wohl Aufschluß geben, wo sich diese drei Prinzessinnen befinden?

Maler. Das ist mir unmöglich, da es mir selbst nicht bekannt ist, denn von einem Zauberschlafe befallen, ward ich zu ihnen gebracht, in welchen ich, als ich meine Arbeit vollendet hatte, wieder verfiel; so, daß ich mich beim Erwachen in meiner alten Wohnung sah. Glücklicherweise hatte ich, da ich nie eine größere weibliche Schönheit gesehen, die Prinzessinnen insgeheim für mich abgebildet, welches mich in den Stand setzte, mehrere Nachbildungen derselben verfertigen zu können, unter welche auch jene Gemälde gehören, die ihr in der Sammlung des Königs gesehen habt. Ist euch jedoch vorzüglich daran gelegen, zu wissen, wo sich diese Prinzessinnen aufhalten, so kann euch ein Weib von tiefen und geheimen Kenntnissen, welches auf der öden Heide außer dieser Stadt wohnt, gewiß den erwünschten Aufschluß geben.

Milan dankte dem Maler hierauf mit den ver-

bindlichsten Worten, und versprach, seinem Rathe zu folgen.

Tags darauf machte sich Milan auf den Weg zur Zauberinn.

Ein schlechtes Häuschen auf der Heide, als die einzige bewohnbare Stätte, ließ ihn in derselben den Aufenthalt der Hexe vermuthen. Er hatte nicht geirrt, denn noch war er nicht ganz in die finstere Stube getreten, so rief ihm schon die Alte, welche eben an einem Kessel braute, entgegen:

„Ei, ei, Prinz Milan, willkommen bei der alten Zera. Ich weiß schon, warum ihr kommt, ihr sollt auch alles erfahren, alles, nur müßt ihr warten, bis das Wasser in meinem Kessel heiß geworden.“ Der Prinz versprach sich zu gedulden; worauf die Alte fortfuhr, die Kohlen unter dem Kessel anzublasen.

Jetzt zischte und quirlte das Wasser, da warf die Alte einen Knäul von Haaren in den Kessel und murmelte mehrere für Milan unverständliche Worte, sodann faßte sie ein Haar, welches sich von dem Knäul abgelöst hatte, und begann es herauszuziehen. Das Haar aber war so wie alle andern Haare verknüpft.

Die Alte zog nun mit den knöchernen Fingern den Faden langsam und bedächtig aus dem siedenden Wasser und betrachtete jede Verknüpfung auf das Ge-

nauete, hierauf sprach sie zu Milan, immer mit größter Aufmerksamkeit die Knötchen betrachtend: „Die drei Prinzessinnen, von denen ihr die jüngste, welche Schön-Jela heißt, zu besitzen trachtet, wohnen tief, tief unter der Erde. Wollt ihr sie aufsuchen, so nehmt so viele Stricke mit euch, als ihr mit euren beiden Brüdern zu tragen im Stande seid. Ferner trachtet eine lebende Maus zu bekommen, sperrt sie in eine eiserne Büchse, und begebt euch noch morgen mit ihr auf die Reise."

Nachdem sie dieses gesprochen, erhob sie sich, nahm eine Blechbüchse von einem Gestelle und reichte aus derselben dem Prinzen sieben weiße Körnchen, indem sie fortfuhr: „Seid ihr auf die Landstraße gekommen, so gebt eines dieser Körnchen der Maus zu fressen und lasset sie dann frei, sie wird gleichmäßig vor euch herlaufen, folget ihrer Spur, unterlasset aber ja nicht ihr täglich eines jener Körnchen zu reichen. Verweilt diese Maus aber an einem Orte, und beginnt sie die Erde aufzuwühlen, so stecket sie wieder in ihr Behältniß und schneidet mit eurem Schwerte an jenem Platze ein Kreuz in die Erde, und der Eingang wird sich euch sogleich erschließen. Ist dieses geschehen, so lasset euch an den Stricken in die Tiefe hinab, befreiet abermals die Gefangene aus ihrer

Haft, und folgt ihr wieder, sie wird euch ungesäumt in den Pallast der Prinzessinnen führen. Der Prinz wußte nun genug, er belohnte die Alte, und eilte sodann, den Brüdern sein Vorhaben mitzutheilen, und alles Nöthige zu demselben herbeizuschaffen.

Am nächsten Morgen nahmen der Prinz und seine beiden Brüder Abschied von dem König," welcher, als er sah, daß sie durchaus nicht länger an seinem Hofe zu halten seien, sie mit den herzlichsten Glückwünschen für ihre fernere Reise entließ.

Als sie die Mauern der Stadt im Rücken hatten, entließ Prinz Milan seine Maus, nachdem er ihr eines von den Körnchen der Zauberin zu fressen gegeben hatte, ihrer Haft. Sie lief sogleich vor ihnen her, und die drei Wanderer verfolgten, so wie es die Hexe geheißen hatte, ihren Pfad. So waren bereits fünf Tage vergangen, während welcher die Maus mit jedem Morgen ihrer Haft entlassen wurde, und ihrem Wegweiseramte getreu vor ihnen herlief, aber noch immer keine Miene machte, sich an irgend einer Stelle aufzuhalten. Am sechsten Tage endlich, um die Mittagsstunde, blieb sie plötzlich bei einem Rasenhügel stehen, schnupperte an demselben umher, und suchte die Erde aufzuwühlen. Milan versperrte sie sogleich in ihren Käfig wieder und zeichnete mit seinem

Schwerte ein Kreuz in die Erde. Da begann es plötzlich unter ihnen zu poltern und zu prasseln, immer lauter und lauter, bis sich mit furchterlichem Gekrache ein unabsehbarer Abgrund zu ihren Füßen auftat.

Gjuro und Ranko erschraken gar sehr über dieses Schauspiel und widerriethen Milan hinabzusteigen, dieser aber ließ sich durch nichts irre machen, band sich einen Strick um den Leib, und bat sie, ihn mittelst desselben hinabzulassen, und ihre Arbeit nicht früher einzustellen, bis er durch ein Rütteln zu erkennen geben würde, daß er den festen Boden erreicht habe, dann aber seiner an dem Abgrund zu harren, bis er wieder zurückkommen würde. Die beiden Brüder versprachen ihm nach seinem Willen zu thun, und Milan begann seine abenteuerliche Fahrt in die Tiefe.

Die Stricke gingen schon zu Ende, und noch schwebte der Prinz zwischen finsteren Felsenmassen, unter sich die gähnende schwarze Tiefe, schon sahen sich die Brüder genöthigt, ihre Gürtel abzulösen, und sie an einander zu knüpfen, ja selbst ihre Turbans mußten sie aufwinden, um die Stricke zu verlängern, denn noch immer wollte das Zeichen, das Milan zu geben versprach, nicht erfolgen.

Endlich erfolgte es, Milan hatte den Boden erreicht.

Es war eine groſse Felſenhalle voll ſeltſamer Steingebilde und Riffe, in welcher er ſich befand, und nur wie einen Stern erblickte er ferne oben ſich die Mündung dieſes Abgrundes. Seitwärts aber, aus einem Erdgange ſchimmerte es ihm wie Tageslicht entgegen, er verfolgte dieſen Weg, der immer heller und heller wurde, und ſah ſich bald in einer freien anmuthigen Gegend voll blühender Wieſen und prangender Fruchtbäume verſetzt, zwiſchen welche ſilberne Bächlein mit anmuthigem Murmeln ſich hinſchlängelten.

Sogleich nahm er die Maus wieder aus ſeiner Büchſe, welche, als ſie abermals ein Körnchen erhalten hatte, wie früher vor ihm herlief, und ihm den Weg zeigte.

Nach einigen Stunden, während welchen er durch grünende Hügelreihen, zwiſchen ſchattigen Wäldern fortgezogen war, erblickte er einen Pallaſt, ganz von weiſſem Marmor, vor ſich, von ſo vorzüglicher Schönheit, wie er noch nie einen ähnlichen vorher erblickt hatte.

Die Maus rannte ſogleich zu der hohen Eingangspforte deſſelben, vor welcher ſie Halt machte, der Prinz verſchloß ſie hierauf wieder in ſeine Büchſe

und pochte an die Pforte. Diese wurde aufgethan, und eine in Schleier gehüllte Frauengestalt stand an der Schwelle und frug nach seinem Begehren.

„Ich bin Prinz Milan," antwortete der Befragte, „und komme aus einem fernen Lande, um die Prinzessin Jela zu sprechen."

„Geduldet euch hier," sprach die Verschleierte, „ich will die Prinzessin fragen, ob es ihr gefällig ist, mit euch Zwiesprache zu pflegen," worauf sie sich wieder entfernte.

Der Prinz harrte eine Weile mit pochendem Herzen, da erschien die Verschleierte wieder, und hieß ihn eintreten.

Sie führte ihn durch viele prachtvolle Gemächer und Säulenhallen, wovon die ersteren beinahe mit Goldverzierungen und Spiegeln überladen waren, endlich traten sie in ein Gemach, in welchem Schön-Jela auf einer Ottomane saß und gar wundervolle Klänge einer Laute entlockte, kaum erblickte sie aber den Prinzen, als sie die Laute zur Seite legte, und ihr Antlitz von dem Schleier befreite, welcher es verhüllte, worüber der Prinz fast außer sich vor Entzücken gerieth, und zu ihren Füßen sank.

„Schönste aller Prinzessinnen," rief er, „seht in mir einen Sterblichen, der aus fernem Lande hieher-

gekommen ist, um eure Hand zu erringen oder im Kampfe um euren Besitz sein Leben zu enden."

„Prinz Milan," erwiederte hierauf Schön-Jela, deren Auge mit sichtbarem Wohlgefallen an der blühenden Gestalt des Jünglings hing, „ihr habt ein kühnes Wagestück unternommen, aber dennoch dürfte es noch sehr ungewiß seyn, ob ihr das Ziel, welches ihr zu erstreben hoffet, auch wirklich erreichen werdet."

Milan. Wenn euer Herz, schöne Jela, mir nicht das Verdammungsurtheil spricht, was könnte mich wohl hindern es zu erreichen?

„Mein Herz," erwiederte Jela, indem sie errö-thend ihre seidenen Wimpern zur Erde schlug, „fühlt sich auf eine mir unbegreifliche Weise zu euch hingezo-gen, und ist weit entfernt euch das Verdammungsur-theil zu sprechen, und doch —"

Milan. Dann überlaßt das Übrige mir und meinem Muthe.

Jela. Ach, ihr wißt nicht, welch einem grau-samen Verhängnisse ich verfallen bin.

Milan. Wie, so könnte auch die Vorsehung gegen das erste Meisterstück der Schöpfung sich einer Ungerechtigkeit schuldig machen?

Jela. Setzet euch an meine Seite und hört mir zu.

Der Prinz befolgte ihre Einladung und die Prinzessin begann.

„Mein Vater war ein mächtiger König, er beherrschte dieses Land mit Milde und Weisheit bis in das späte Greisenalter, und ruht nun an der Seite meiner mir unvergeßlichen Mutter. Da er keinen männlichen Nachkommen, sondern nur drei Töchter besaß, ward sein Bruder der Nachfolger und Erbe seines Thrones, uns aber wies er dieses Schloß zur Wohnung an, welches einem Zauberer gehörte, den er bezwungen hatte. Er befahl uns noch auf seinem Sterbelager, daß ja keines allein die Schwelle dieses Pallastes zu überschreiten wage, da sonst in demselben Augenblicke der Zauberer seine alte Macht wieder erlangen, den Pallast sogleich an einen andern fernen Ort versetzen, und die darin Zurückgebliebenen zu seinen Sclaven machen würde. Aus dieser Ursache darf auch keine von uns ihre Hand früher vergeben, bis sich drei Freier finden, mit welchen wir zugleich diesen Zufluchtsort verlassen können; ja wir haben uns gelobt, uns nie zu trennen, selbst, wenn wir alle drei unverehlicht bleiben sollten."

„Wenn dieses das einzige Hinderniß zu meinem

Glücke ist, so ist mein Ziel früher erreicht, als ich es geahnet," erwiederte Prinz Milan, „und wir können in der nächsten Minute den Pallast verlassen, denn ich unternahm die Reise zu euch mit noch zwei Brüdern, welche die Schönheit eurer Schwestern im Bilde bewunderten, und die gewiß nichts sehnlicher wünschen als die Urbilder selbst zu besitzen. Es hängt also nur noch von der Einwilligung eurer Schwestern ab, ob und wann wir diese Stelle verlassen wollen. Erlaubt daher, daß ich ihnen die Wünsche meiner Brüder vortragen, und somit das einzige Hinderniß zu meinem Glücke beseitigen darf."

„Ist es so, wie ihr saget," antwortete Schönjela, „so folget mir zu ihnen, und thut, was euch für gut bedünket."

Sie führte hierauf den Prinzen in einen prachtvollen Saal, in welchem sich ihre beiden Schwestern Maczja und Oliva befanden.

Prinz Milan eröffnete ihnen nach den ersten Begrüßungen sogleich die geheime Liebe, welche seine Brüder zu ihrem Bildnissen gefaßt hatten, und zeigte ihnen jene seiner Brüder, die er bei sich trug.

Die Prinzessinnen, die den Eindruck, welchen die Bildnisse der ritterlichen Königssöhne auf sie machten, nicht verbergen konnten, willigten in die Be-

werbung des Prinzen, und entschlossen sich, mit ihm und ihrer jüngern Schwester den Zauberpallast für immer zu verlassen.

„Wir wollen euch folgen," sprach Macza, die älteste Prinzessin, zu Milan, „aber wehe euch, wenn ihr uns täuschen könntet, denn der Ausgang aus diesem Zauberreiche würde sich über euch schließen, um niemals sich wieder zu öffnen."

Prinz Milan aber schreckte diese Drohung nicht im Geringsten, da er zu sehr die Gesinnungen seiner Brüder kannte, er ermahnte sie daher nur, sich zur Abreise so schnell als möglich anzuschicken.

Da ging jede der drei Prinzessinnen in ihr Gemach, zog ihr schönstes Kleid an, schmückte sich die Hände mit den prachtvollsten Ringen, und den Hals mit schweren goldenen Ketten, sodann nahm noch jede ein kleines Kästchen voll der werthvollsten Kleinodien, und erschien nach einer kürzeren Frist, als Milan dachte, worauf sie alle drei mit ihm den Pallast verließen.

Kaum aber hatten sie sich einige Schritte von demselben entfernt, als sie hinter sich ein furchterliches Gebrause vernahmen, und wie sie zurückblickten, sahen sie zu ihrem nicht geringen Erstaunen mit Blitesschnelle den Pallast sich erheben und durch die Lüfte fliegen.

Von der Wahrheit dessen überzeugt, was ihm Schön-Jela mitgetheilt hatte, beeilte sich nun der Prinz mit den Prinzessinnen noch vor dem Einbruch der Nacht aus dem Zauberreiche hinauszukommen.

Bald hatten sie auch die Felsenhalle erreicht, in welche Prinz Milan von seinen Brüdern war hinabgelassen worden.

Nachdem er einen Sitz an dem Stricke befestiget, und Macza an denselben festgebunden hatte, gab er seinen Brüdern das verabredete Zeichen zum Hinaufziehen.

Die beiden Brüder des Prinzen, welche, die Zeit über an dem Rande des Abgrundes gelagert, mit gespannter Erwartung auf den Erfolg der Abenteuer Milans harrten, vernahmen nicht sobald das Zeichen, als sie aus allen Kräften den vermeintlichen Prinzen heraufzuziehen begannen.

Unablässig zogen sie fort und fort, da erschien aber, zu ihrem beiderseitigen Erstaunen, nicht der Prinz — sondern die Prinzessin. Immer mehr und mehr entwand sie sich dem Dunkel des Abgrundes, und immer herrlicher entfaltete sich ihre Schönheit vor den Augen der beiden Prinzen, so, daß Gjuro ganz außer sich ausrief: „Nein, dieses Mädchen kann ich meinem Bruder nicht überlassen.“

Nun hatte Macza den Rand des Abgrundes erreicht, und die Prinzen loseten sie sogleich von ihren Banden. Als sie nun wieder festen Fuß gefaßt hatte, bat sie sogleich die beiden Prinzen, ja nur gleich wieder die Stricke hinabzulassen, da noch ihre beiden Schwestern und der Prinz in dem Abgrunde auf ihre Errettung harrten.

Die beiden Brüder entsprachen augenblicklich ihrem Wunsche, die Stricke rollten in den Felsenschacht, und bald auch sahen sie die Prinzessin Oliva, die ihrer Schwester an Reizen nicht nachstehen durfte, aus der Tiefe emportauchen, ein Anblick, der auf Ranko denselben Eindruck machte, welchen der der Macza auf Gjuro gemacht hatte, daß auch er ausrief: „Nein, dieses Mädchen muß meine Gattin werden, und sollte das Blut meines Bruders fließen!“

Und nun zogen sie die dritte Prinzessin herauf, welche Milan sich gewählt hatte, auch sie erreichte ungefährdet den Rand des Abgrundes und setzte sie durch ihre Schönheit in Erstaunen.

In demselben Augenblicke aber durchfuhr Gjuro's Gehirn ein Gedanke, den langgenährter Neid und Rache für so oftmalige Zurücksetzung ihm eingaben, er näherte sich Ranko, und flüsterte, ohne daß es die Mädchen hören konnten, diesem zu: „Höre

Ranko, die Gelegenheit ist günstig, befreien wir uns auf immer von dem Überlästigen.“ Ein Blick von ihm in den Abgrund, bedeutete dem Ranko, wen er meine. „Hier meine Hand, ward ich doch stets um seinetwegen zurückgesetzt,“ sagte Ranko.

Gjuro. Und ich nicht minder.

Ranko. Aber wie das anfangen, und dabei den Anschein der Schuld von uns abwälzen?

Gjuro. Wir stoßen jenen Felsblock, der am Rande des Abgrundes liegt, hinab, daß er ihn zerschmettere.

Ranko. Die Prinzessinnen nahen.

Gjuro (laut). Rüstig die Stricke hinab!

Hastig ließen sie auch abermals die Stricke in den Abgrund.

Schon hatte sich Milan an denselben festgebunden, und gab das Zeichen, daß sie aufziehen sollten, da aber stießen sie, wie von ungefähr, an den am Rande hagenden Felsblock, daß er mit fürchterlichem Gepraſſel hinunterstürzte.

Das schreckliche Geschrei, welches hierüber die falschen Brüder ausstießen, und ein Blick auf den Abgrund, belehrte die Prinzessinnen von dem Vorgefallenen. Schön-Jelá schlug ohnmächtig zur Erde, indeß

die beiden andern zu Marmorsäulen umgewandelt nach dem Abgrunde starrten.

Alle waren überzeugt, daß der Felsblock Prinz Milan zerschmettert haben müsse.

Als Schön-Jela zu sich gekommen war, geberdete sie sich wie eine Verzweifelnde und zeigte sich untröstlich über den Verlust des Prinzen. Sie warf sich an dem Rande des Abgrundes nieder, und rief Milans Namen in denselben hinab, und beschwor ihn, nur einen Laut von sich zu geben, wenn er noch lebte, aber kein Laut erscholl aus der finstern Kluft, ihr Schrei allein wiederhallte aus derselben. Nur durch vieles Zusprechen ihrer Schwestern, vermochten sie es endlich über Jela, daß sie, da nun einmal der Prinz rettungslos verloren war, mit ihnen die schaudervolle Stelle verließ.

Schon brach die Nacht herein, und zwang sie eine Unterkunft zu suchen, bald schimmerte ihnen auch das Licht eines einsamen Gehöftes entgegen, in welches sie traten, und von dem armen aber gutmüthigen Eigner desselben gastfreundlich aufgenommen wurden.

Mit Tagesanbruch setzten sie ihre Reise fort, und kamen nach Verlauf eines Monats in die Residenz von des Prinzen Vater.

Als dieser das blutige Ende seines jüngsten Soh-

nes vernommen hatte, sank er besinnungslos zur Erde und wurde nur durch die äußerste Anstrengung der Ärzte wieder in das Leben zurückgebracht.

Durch volle drei Monate betrauerte man in dem ganzen Königreiche den Prinzen, und erst nach dieser Zeit wurde die feierliche Vermählung der beiden älteren Prinzen mit Maeza und Oliva vollzogen.

Nach beendeter Feierlichkeit versank der alte König wieder in seine frühere Trauer um den geliebten Sohn, und nur Schön-Jela, die er seine unglückliche Tochter nannte, vermochte die tiefen Furchen des Kummers auf Augenblicke von seiner Stirne zu bannen.

Ein volles Jahr war bereits entschwunden, ohne daß man von dem Lebendigbegrabenen mehr gehört hätte, und so folgte auch diesem Jahre ein anderes und verging wieder, und Niemand dachte mehr an ihn, als der alte König und Schön-Jela, die mit immer neuem Schmerze um ihn trauerte.

Wieder auf den Prinzen zurückgekommen, und auf die Zeit, in welcher jenes Verbrechen an ihm verübt wurde, müssen wir vor allem erwähnen, daß er gar sehr erschrak, als er den Felsblock über sich herabdonnern hörte und fast besinnungslos an die Felswand dahinsank. Erst nach einigen Minuten der Erholung gewahrte er, daß der Block über ihm, in der Mitte

des Felsenschlundes wie festgerammt stecken geblieben, und so zum eigentlichen Leichensteine für ihn geworden sei, und er wußte nun nicht zu unterscheiden, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn er vollends herabgestürzt und ihn zerschmettert haben würde.

Als er noch einige Zeit in dumpfer Verzweiflung über sein Geschick dort gestanden, raffte er sich endlich auf und trat seinen Rückweg durch den Erdgang an, unbewußt und gleichgültig darüber, wohin er ihn führen werde.

Die Gegend aber, welche ihm noch vor Kurzem ein Garten der Hesperiden geschienen, hatte sich zur grauenvollen Einöde umgewandelt, in welcher ihn jetzt statt der blühenden Wiesen und der prangenden Fruchtbäume, die ihm früher entgegenlächelten, nur kahle Felsenmassen anstarrten, oder finstere Abgründe ihm entgegenklafften.

Schon begann ein dichter Nachtnebel die Gegenstände um ihn in seine Schleier einzuspinnen, als er an eine bemooste Hütte gelangte, an welche er anpochte. Ein altes zerlumptes Mütterchen öffnete. Milan bat um Nachtherberge, welche ihm die Alte auch gerne einräumte.

Sie erkannte in ihm sogleich einen Fremden, und war neugierig zu wissen, durch welch einen Zufall

er in diese Gegend gekommen sei, welche schon seit Menschengedenken von keinem Fremden besucht wurde.

Prinz Milan hatte keinen Grund aus seinen Abenteuern vor der gastfreundlichen Alten ein Geheimniß zu machen und erzählte ihr alles, was sich mit ihm, seitdem er seine Heimat verließ, zugetragen hatte.

Als er geendet hatte, sprach die Alte, in deren Mienen, während seiner Erzählung, deutlich die Spuren der Mitleids zu lesen waren, welche sich aber mit einemmale wieder aufzuklären schienen, zu dem Prinzen:

„Wahrlich, ihr seid unter keinem günstigen Sterne geboren, aber noch kann euch geholfen werden, wenn ihr anders euch selbst einem Versuche zu eurer Rettung unterziehen wollt."

„Ich wage alles," sprach Milan, „zeigt mir nur eine entfernte Möglichkeit, sie zu bewerkstelligen."

Da fuhr die Alte fort: „Einige Stunden von meiner Hütte, umschlossen von himmelhohen Felsenmauern, befindet sich ein Garten, dessen Gitterthore immer offen stehen. In der Mitte dieses Gartens werdet ihr ein Pferd aus Stein gehauen, und unfern von diesem zwei Widder erblicken, einen von weißer und einen von schwarzer Farbe. Habt ihr die Stelle

erreicht, so schwinget euch sogleich auf das steinerne Pferd, und drückt ihm auf jener Seite euren Sporn ein, auf welcher ihr den weißen Widder wahrnehmet. Dieser wird sogleich nach dem Pferde springen, und nach demselben mit seinen Hörnern stoßen, worauf das Pferd euch augenblicklich wieder hinauf in die Oberwelt versetzen wird. Hüthet euch aber ja das Pferd auf jener Seite zu berühren, an welcher sich der schwarze Widder befindet, sonst würde dieser nach dem Pferde stoßen, und ihr versänket sodann noch einmal so tief, als ihr euch bereits unter der Oberwelt befindet, in eine öde und fremde Gegend der Unterwelt hinab."

Prinz Milan, dem nun wieder eine neue Morgenröthe der Hoffnung aufging, dankte der Alten aus gerührtem Herzen, versprach ihrem Rathe genau nachzukommen, und eilte, als noch kaum die Nacht entschwunden war, den Weg, welchen sie ihm bezeichnete, geflügelten Fußes fort, um sein Ziel sobald als möglich zu erreichen.

Bald hatte er auch den Eingang des Gartens erreicht, und trat durch das hohe Gitterthor. Tiefe Stille herrschte in demselben, kein Blatt flüsterte, kein Vogel sang, nur sein Fußtritt knarrte im Sande. Mehrere Alleen hatte er bereits durchwandert, als er auf einen breiten Wiesenplan gelangte, auf welchem

ihm das weiße Pferd schon aus der Ferne entgegenschimmerte, in dessen Nähe er auch die beiden Widder, jedoch jeden für sich, im Grase herumspringen sah.

Schnell ein Herz fassend, eilte Prinz Milan auf das steinerne Pferd zu, schwang sich hinauf, aber ach, unvorsichtigerweise hatte er ihm dabei seinen Sporn auf der Seite des schwarzen Widders eingedrückt. Mit Blitzesschnelle schoß dieser auf das Pferd los, und stieß es mit seinen Krummhörnern, worauf augenblicklich das Roß mit seinem Reiter in die Erde versank. Immer tiefer und tiefer ging es hinab, bis der Prinz, halb ohnmächtig, sich in eine grausige Gegend voll düsterer Nebel versetzt, und das Pferd unter seinen Füßen verschwunden sah.

Jetzt erst erkannte er sich als gänzlich verloren, und gab jede fernere Hoffnung auf, Schön-Jela, seinen Vater, seine Heimath je wieder zu sehen.

Versunken in namenlosen Gram über seine Unvorsichtigkeit, irrte er in der unbekannten Wildniß umher.

Endlich gelangte er in ein schmales von hohen finstern Felsen umschlossenes Thal. Ein hagerer Greis mit kärglichem Haupthaare und einem schneeweißen Barte, der bis über die Mitte seines Leibes reichte, war das Erste, was seine Blicke auf sich zog.

Der Alte, welcher in diesem Thale ein einsiedlerisches Leben führte, redete unsern Wanderer an, und nachdem er seine Abenteuer gehört hatte, sprach er folgendermaßen zu Milan:

„Ich bedaure dich, unglücklicher Fremdling, und gerne möchte ich dir hülfreiche Hand leisten, dich wieder zu den Deinen in die Oberwelt zu bringen, wenn es in meiner Macht stünde, aber noch ist keiner dahin gelangt, der hier lebte. Das Einzige, was ich dir anbiethen kann, ist, daß du meine Hütte mit mir theilen, und an meinem Tische mit mir speisen kannst, und ich hoffe, du wirst diesen gutgemeinten Antrag in deiner jetzigen hülflosen Lage nicht von dir weisen."

Der unglückliche Prinz nahm auch den Antrag des menschenfreundlichen Einsiedlers an, und verweilte von nun an bei ihm, und unterstützte ihn in seinen kleinen Verrichtungen; doch der Gram um seine verlorne Geliebte, um seine Heimath, die er beide nie wieder sehen sollte, bleichte immer mehr und mehr seine Wangen.

Der Hütte gegenüber, welche jetzt der Einsiedler und der unglückliche Milan zusammen bewohnten, gewahrte der Letztere auf der Spitze des Gebirges, welches das Thal von dieser Seite umschloß, an jedem Morgen einen Vogel von ungeheurer Größe, den

er nicht genug bewundern konnte. Er fragte daher seinen greisen Gefährten, ob er diesen Vogel auch früher schon gesehen habe. „O ja," antwortete der Alte, „dieß ist der Riesenvogel Einja, und schon vor mehr als dreißig Jahren, da ich in dieses Thal gelangte, erblickte ich ihn dort auf jener Felsenspitze. Er hat auf jenem Berge in einer Felsenblende sein Nest und brütet mit jedem dritten Jahre vier Junge aus, aber noch nie, seit ich ihn zu beobachten Gelegenheit habe, ist es ihm geglückt, welche aufzuziehen, denn, wenn sie bald die gehörige Größe erreichen, kommt, während der alte Vogel um Nahrung für sie ausfliegt, ein scheußlicher Drache durch die Luft gebraust, welcher die Jungen jedesmal auffrißt, und sodann wieder davon fliegt. Kehrt nun der alte Vogel zurück und findet statt seiner Jungen das leere Nest mit ihrem Blute bespritzt, so beginnt er ein so klägliches und fürchterliches Geschrei, daß man meint, die Berge müßten darüber zusammenstürzen."

„Eben jetzt hat er wieder Junge ausgebrütet, und übermorgen ist der Tag, an welchem das Drachenscheusal ihn wahrscheinlich wieder derselben berauben wird."

„Ich bedaure das arme Thier," sprach hierauf der Prinz, „und wenn ich wüßte, wie ich auf jene Felsen-

zinke gelangen könnte, wollte ich es wohl versuchen, seine Jungen gegen das Ungethüm zu vertheidigen."

„Das Hinaufgelangen," bemerkte der Greis, „ist so schwer nicht, als du wohl denkest, aber ich fürchte, der Drache würde dich sammt den Jungen auffressen."

„Das wäre für mich eben kein grosses Unglück," sagte der Prinz.

„Wenn dir so wenig an dem Leben gelegen ist," sprach hierauf der Greis, „so kannst du dieses Heldenstück wohl versuchen.

Als der bestimmte Tag angebrochen war, nahm Prinz Milan sein Schwert, und bat den Alten, ihm den Weg nach der Felsenspitze zu zeigen, auf welcher der Vogel sein Nest habe, wozu sich dieser auch bereitwillig fand.

An dem Fusse des Gebirges angelangt, umarmten sich beide noch einigemale herzlich, worauf sie sich von einander trennten.

Prinz Milan stieg nun die steilen Felsenrippen hinauf, und verbarg sich hinter einem Steinblock, bis sich der alte Vogel entfernt haben würde, welches auch bald geschah. Nun zog er sein Schwert, und stellte sich vor die Blende, in welcher sich die jungen Vogel befanden.

Noch hatte er nur wenige Minuten an dieser

Stelle gestanden, als er schon aus der Ferne ein fürchterliches Gerassel und Geklapper vernahm, und bald auch das gräuliche Ungethüm ansichtig wurde, welches mit aufgesperrtem Rachen auf das Nest zuflog. Kaum aber bemerkte das Unthier den Prinzen vor dem Neste, als es mit lautem Gezische auf ihn herabstürzte, um ihn zu verschlingen, dieser aber führte mit seinem Schwerte solch einen gewaltigen Hieb nach ihm, daß er ihm mittelst desselben sogleich die untere Kinnlade vom Haupte trennte.

Betäubt rasselte der Drache zu Boden, erholte sich aber schnell wieder, mit dem widrigsten Gezische auf seinen Gegner losstürmend, um sich mindestens an ihm zu rächen. Ein zweiter Hieb von des Prinzen Arm aber theilte ihn im Fluge auf zwei Hälften, welche unter grausenhaften Zuckungen in den Abgrund versanken.

Als die jungen Vögel, welche sich während des Kampfes ängstlich an einander gedrängt hatten, das Ungethüm getödtet sahen, liefen sie sogleich zu ihrem Retter, und umdrängten ihn dermaßen, daß er beinahe ganz von ihren Flügeln bedeckt wurde, von welcher sonderbaren Freudenbezeigung er sich nicht früher losringen konnte, bis der alte Vogel wieder zurückgekommen war.

Dieſer war ſehr erfreut, als er ſeine Jungen lebendig, und wie er aus der wohlbekannten Kinnlade ſeines Verfolgers und aus den Blutſpuren, auf deſſen Vernichtung ſchlieſſen konnte, für immer gerettet zu ſehen.

Er befragte ſogleich ſeine Jungen, wer der Held geweſen ſei, der ſie gerettet habe vor dem grimmigen Scheuſal? und ſieh, da entfalteten ſie ihre Flügel, und Prinz Milan wurde wieder ſichtbar.

„Was verlangſt du von mir für den Dienſt, den du mir geleiſtet haſt?“ fragte hierauf der Vogel Einja den Prinzen, „ich bin im Stande, dir alles zu verſchaffen, was du nur wünſchen magſt.“

„Ich verlange von dir keinen andern Gegendienſt, als daß du mir ſagſt, wenn es dir bekannt iſt, wie ich wieder auf die Oberwelt gelangen könne.“

„Hierüber kann dir Niemand beſſere Auskunft geben denn ich,“ verſetzte Vogel Einja, „nur ich bin im Stande, dich wieder in die Oberwelt zu bringen. Auch ſiehſt du mich bereit, es zu thun, nur mußt du dich früher mit achtzig Pfund Fleiſch und ſechs Säcken Brot verſehen, denn, ſo oft ich auf unſrer Reiſe eines von dieſen Dingen begehre, mußt du meinen Hunger befriedigen, ſonſt würden meine Kräfte nicht ausreichen, um dich hinaufzubringen.“

Der Prinz besorgte die erforderliche Menge Fleisch und Brote, belud damit den Vogel Einja, schwang sich sodann auf seinen Rücken und sie begannen ihre Reise durch die Luft.

Kaum hatte der Vogel sich mit ihm emporgeschwungen, als er auch schon um Brot rief, welches er mit einer unglaublichen Hast verschlang, und gleich wieder nach neuem begehrte, so daß Milan ihm kaum schnell genug das Verlangte darreichen konnte. Ja es schien, als ob sein Heißhunger mit jedem Flügelschlage gesteigert würde.

Schon waren die Gebirge unter Milan zu unförmlichen dunklen Massen geworden, als der Vogel bereits alles, was der Prinz an Brot und Fleisch mitgenommen, verzehrt hatte, und mit grosem Ungestüm nach neuem verlangte.

Prinz Milan in der höchsten Angst, dem Ziele, dem er sich jetzt schon so nahe sah, nach der Voraussagung des Vogels, wieder und vielleicht für immer entrückt zu werden, wenn er ihm keine Speise zu reichen im Stande wäre, faßte sich jedoch schnell, riß sein Schwert aus der Scheide, hieb sich ein Stück von dem Hintertheile seines Leibes und befriedigte damit den Heißhunger des Vogels.

Nach wenigen Minuten hatten sie die Oberwelt erreicht.

Als nun der Vogel Einja den Prinzen am Rande der Felsenklüfte, aus welchen er ihn hinaufgetragen, auf einer blühenden Wiese abgesetzt hatte, bemerkte er, daß seine Kleider mit Blut befleckt seien, er befragte ihn daher: „Sage mir doch, mein edelmüthiger Held, wer hat dich verwundet, daß du also blutest?“

Da sprach Milan: „Das war mein eigener Arm, der mir diese Wunde beibrachte.“

„Du selbst!“ rief der Vogel voll Erstaunen.

„So ist es,“ fuhr Milan fort, „da ich nichts mehr von dem Nahrungsvorrath hatte, als du zum letzten Male Fleisch von mir begehrtest, befiel mich die Furcht, du würdest wieder mit mir hinuntersinken in die Unterwelt, und ich faßte mir daher ein Herz, und hieb mir schnell ein Stück von dem Leibe, um deinen Hunger zu befriedigen.“

„Du dauerst mich,“ sagte hierauf der Vogel Einja, „daß du also durch mich zu Schanden gekommen bist, und ich halte es nun für meine Pflicht, das Geschehene gut zu machen. Strecke dich daher nur gleich auf den Rasen hin, und dein Leib soll bald seine vorige Gestalt wieder erlangen.“

Milan that, wie der Vogel Einja ihm geheißen. Dieser hauchte ihm an die wunde Stelle, und

nach wenigen Minuten hatte sie ihre frühere Gestalt wieder gewonnen, und war geheilt.

Hierauf empfahl sich der dankbare Vogel Einja von dem Retter seiner Jungen und senkte sich wieder in die Klüfte der Unterwelt hinab.

Prinz Milan aber setzte seine Reise fort, und gelangte nach mehreren Tagen, ohne daß ihm ein besonderes Ereigniß begegnet wäre, in ein an sein Heimathland gränzendes Königreich.

Hier angelangt, erfuhr er, daß König Nastas, welcher dieses Land beherrschte, schon seit langer Zeit seinen Vater bekriege, und bis jetzt noch in jeder Schlacht den Sieg über ihn errungen habe. Tief bekümmert über diese Nachricht, beschleunigte er seine Reise voll edlen Eifers, seinen Vater bald mit dem Schwerte in der Faust zu unterstützen.

Nach einigen Tagen gelangte er in die Residenz des fremden Königs, war aber sehr verwundert, in derselben alles mit tiefster Traurigkeit und Bestürzung erfüllt zu sehen.

Die Straßen waren größtentheils menschenleer, und die wenigen, welche er auf seinem Wege erblickte, schritten mit gesenkten Häuptern und finsterer Miene, ja manche sogar mit leisem Weinen an ihm vorüber.

Er konnte nichts anders denken, als daß König

Nassas eine Hauptschlacht gegen seinen Vater verloren haben müsse.

Als er sich jedoch um die Ursache dieser allgemeinen Niedergeschlagenheit bei einem der Vorübergehenden erkundigte, vernahm er eine eben so unerwartete als sonderbare Erklärung.

Dieser erzählte ihm, daß die Stadt alljährlich von einem riesigen Ungeheuer, welches in einem benachbarten Sumpfe hause, heimgesucht würde, dem sie als jährlichen Tribut, daß es die übrigen Einwohner schone, ein Mädchen von achtzehn Jahren überliefern müßten.

Schon habe es aus jedem in der Residenz befindlichen Hause sein Opfer erhalten, und nun sei die Reihe an der Tochter des Königs selbst, die ihm mit dem nächsten Morgen überliefert werden müsse.

Prinz Milan dankte dem Fremden für seinen Aufschluß, und beschloß bei sich, die Prinzessin zu retten.

Lange irrte er noch umher durch die menschenleeren Gassen. Da gelangte er zu dem Pallaste des Königs. Finster und öde lag er da, kein Gemach war beleuchtet, nur aus einem einzigen Fenster stahl sich ein matter Schimmer in die Finsterniß heraus, und ein dumpfes schauerliches Schluchzen scholl aus dem In-

nern des Gebäudes an sein Ohr. „Nein, du sollst nicht das Opfer dieses Ungeheuers werden, oder ich werde es mit dir,“ rief Milan, und suchte nun eine Herberge für die Nacht.

Bald hatte er auch diese gefunden, aber vergebens suchte er nach Ruhe auf seinem Lager. Immer stand das Bild der Prinzessin vor seinen Augen, immer tönte das laute Geschluchze aus dem Königspallaste an sein Ohr. Schlaflos fand ihn der Morgen. Da weckte ihn mit einmal ein gräuliches Getöse aus seinen Träumen.

Er stürzte ans Fenster, und sah, wie die junge Prinzessin, mit den kostbarsten Kleidern und Kleinodien geschmückt, eben von einer Schaar finsterer Krieger und jammernder Weiber im Gefolge eines zahllosen Pöbelhaufens, an dem Hause vorüber, ihrem grausamen Geschicke entgegengeführt wurde.

Hastig warf der Prinz sein Kleid über, ergriff sein Schwert, und eilte dem Zuge nach.

Als dieser auf eine öde Heide gekommen war, an deren Grenze man einen Theil eines mit Rohr bewachsenen Sumpfes gewahrte, setzten die Krieger das halb ohnmächtige Mägdlein auf einen Stein, hinter welchem sich ein Pfahl erhob, und banden es mit den Händen an demselben fest, worauf sich Alles unter

wildem Lärmen und Händeringen in großer Hast wieder zerstreute.

Prinz Milan trat hierauf zu der Prinzessin, die mit gesenktem Haupte und laut weinend an dem Marterpflocke saß, und sprach zu ihr: „Fürchtet euch nicht, schöne Prinzessin, ich werde euch gegen das Ungeheuer vertheidigen, und nur über meine Leiche soll es den Weg zu euch finden.“

Die Prinzessin aber erhob ihre verweinten Augen zum Himmel und schüttelte wehmüthig ihr Haupt. „Edelmüthiger Fremdling,“ sprach sie dann, mit einer von Schluchzen erstickten Stimme, „du nährst eine vergebliche Hoffnung. Keine menschliche Kraft ist im Stande, es mit dem Ungeheuer aufzunehmen.“

Milan. Und wenn es auch so seyn sollte, was noch immer zu bezweifeln steht, so gebietet es mir die Pflicht, den Kampf mit ihm zu bestehen.

Prinzessin. Ach, laßt euch durch meine Thränen bewegen, und flieht, da es noch Zeit ist —

Milan. Sprecht nicht weiter, es ist mein fester Entschluß, von dem mich nichts abbringen wird. Einmal schon habe ich ein ähnliches Abenteuer bestanden um eines Vogels willen; ich müßte vor mir selbst erröthen, ein Schwert an meiner Seite zu erblicken,

wenn ich mich jetzt abschrecken ließe dem Ungeheuer zu begegnen, da es ein Menschenleben gilt.

Prinzessin. Wenn ihr auch schon einen ähnlichen Kampf gekämpft habt, so glich doch gewiß euer Gegner nicht dem, den ihr jetzt zu erwarten habt.

Milan. Horch, es regt sich —

Die Prinzessin stieß einen lauten Schrei aus, und wurde schneebleich.

„Erholt euch Prinzessin," sprach Milan nach einer Pause, „es war der Wind, der durch die Binsen rauscht. Doch laßt uns ein aufmerksames Auge auf die Gegend haben, damit das Ungethüm uns nicht überrasche."

Als Milan dieses gesprochen, spähte er mit unverwandten Blicken, die Hand auf das Schwert gestützt, nach der Sumpfgegend, ob sich ihr nicht das gefürchtete Ungeheuer entringe, aber noch immer wollte keines zum Vorschein kommen. Da überkam ihn mit einemmal ein Schlaf, dem er nicht zu widerstehen im Stande war. Er setzte sich neben der Prinzessin auf die Erde, legte sein Haupt in ihren Schooß, die Rechte auf den Schwertgriff, und ermahnte sie, ihn, sobald sie das Ungethüm ansichtig würde, sogleich zu wecken.

Kaum hatte er jedoch die Augen geschlossen, als

die Prinzessin auch schon das Ungeheuer sich langsam dem Rohre des Sumpfes entwinden, und über die Fläche herringeln sah, sie erschrak aber so sehr über das immer näher kommende und sich ihr immer scheußlicher zeigende Ungethüm, daß sie weder einen Laut von sich geben, noch ein Glied ihres Körpers zu regen vermochte.

Schon war es ihr auf wenige Schritte nahe gekommen, schon betrachtete es sie mit den grausigen Augen, schon sperrte es seinen Rachen voll spitzer Zähne nach dem Opfer auf, während Prinz Milan noch immer ahnungslos und ruhig in ihrem Schooße schlief.

In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr rollte eine Thräne aus ihrem Auge und fiel, wie ein glühender Tropfe, auf die Wangen des sorglosen Schläfers. Dieser öffnete kaum das Auge, als ihn ein Blick von der Nähe der Gefahr unterrichtete, mit Blitzesschnelle sprang er empor, und schmetterte mit einem fürchterlichen Hiebe sein Schwert auf das sich herbeiwälzende Ungeheuer, daß es mit gespaltenem Schädel und unter gräßlichen Zuckungen zu den Füßen der Prinzessin, die ohnmächtig zusammengesunken war, alsobald sein Leben verhauchte.

Es bedurfte eine geraume Zeit, bevor Prinz

Milan die Prinzessin ins Leben zurückzubringen vermochte, endlich gelang es ihm, ihre Lebensgeister wieder zu erwecken, rüstig hob er sie hierauf auf seinen Arm und trug sie, in der Rechten das blutige Schwert, in die Residenz zurück.

Wer schildert aber den Jubel des Volkes, das sich ihm in immer dichteren Schaaren anschloß, wer die Freude des tiefgebeugten Königs, als er die Prinzessin, die er schon von dem Ungethüme vernichtet wähnte, gerettet und unversehrt in den Armen des kühnen Jünglings erblickte.

„Was für eine Belohnung kann ich dir bieten, kühner Jüngling?“ sprach König Masias zu dem Prinzen Milan, „fordere, nach was dein Herz verlangt, und du sollst nicht vergebens gefordert haben.“

Da antwortete ihm aber Prinz Milan: „Hoher König, ihr seht in mir den jüngsten Sohn eures Nachbarkönigs, dessen Land ihr mit Krieg überzogen; wollt ihr mich für dasjenige belohnen, was ich zu jeder Stunde für die geringste Sclavin gethan haben, und noch thun würde, so endet diesen verderblichen Streit, und gebt dem Lande meines Vaters den Frieden wieder.“

„Edler Jüngling,“ rief der König, „hier meine Hand zum Unterpfande, von heute an soll ein ewiger

Friede bestehen zwischen meinem Reiche und dem Reiche deines Vaters."

Sogleich ließ König Nakas den Prinzen mit den prachtvollsten Kleidern schmücken, und seine herrlichsten Wägen für ihn mit den schönsten Rossen bespannen, auch beorderte er die Edelsten seines Landes, den Prinzen als Friedensboten in seine Heimath zu geleiten.

Prinz Milan nahm hierauf einen herzlichen Abschied von dem König und der jungen Prinzessin, welche ihm noch manche Thräne nachweinte, und verließ die Residenz, von den Segenswünschen des Volkes begleitet.

Nach mehreren Tagen gelangte er an den Hof seines Vaters, wo man ihn für einen fremden Prinzen hielt. Er begehrte vor den König geführt zu werden, als er aber vor den alten König trat, erkannte ihn dieser auf den ersten Blick und stürzte mit einem Schrei der Freude, der auch Schön-Jela aus dem nächsten Gemache lockte, an seine Brust; kaum hörte diese aber den Ruf des Königs: „mein Sohn! mein Sohn!" als auch sie mit lautem Jubel an den Hals des Prinzen flog.

Die Freude über Milan's Wiederkunft war allgemein. Nach wenigen Tagen feierten die glücklich

Wiedergefundenen ihre Vermählung auf das Prachtvollste.

Die Brüder des Prinzen aber, welche ihr grosses Unrecht längst schon eingesehen und bereut hatten, mißgönnten ihm ferner nicht mehr sein Glück, und huldigten ihm gerne, als er den Thron seines Vaters, als dessen Nachfolger bestieg.

Das böſe Weib

und

der Teufel.

Vor vielen Jahren lebte ein junger Bauer, mit Namen Joka, der mit einer beispiellosen Gelassenheit begabt war, und dessen liebste Beschäftigung darin bestand, des Winters auf seiner Ofenbank, und in den anderen Jahreszeiten auf einem Baumstrunk vor seiner Hütte zu sitzen, und den blauen Wölkchen nachzusehen, welche er aus seiner Tabakspfeife blies.

Man würde nie etwas von ihm gehört haben, ja ich selbst wäre außer Stand gesetzt, besagten Joka den Lesern dieses Buches als den Hauptheldeu eines Mährchens auf- und einzuführen, wenn er nicht zufälliger Weise das Unglück gehabt hätte, ein Weib zu besitzen, welche Zank und Zwietracht in demselben Grade liebte, als Joka den Frieden.

Diese liebenswürdige Frauensperson machte sich nicht nur das sonderbare Vergnügen, ihren Ehegatten zu allen Tageszeiten bis auf das Blut zu quälen; sie unterließ sogar nicht, wenn dieser sich eben nicht sehr an ihre redneriſchen Ergießungen kehrte, ihren Meinungen zuweilen eine handgreifliche Auslegung

beizufügen, welche verschiedene Erinnerungsmale in dem werthen Antlitze ihres sanftmüthigen Eheherrn zurückließ. Das Widersprechen war ihr so sehr zur Gewohnheit geworden, daß der arme Joka sich endlich gar nicht mehr getraute, sie nur um das Geringste zu bitten, geschweige einen eheherrlichen Befehl an sie ergehen zu lassen. Denn, wenn er auch mit all seiner angebornen Gutmüthigkeit zu ihr sprach: „Sieh, liebes Weib, ich dächte, daß du die Sache auf solche Art angreifen solltest," schrie sie alsogleich: „Weil du es meinst, will ich gerade das Gegentheil thun."

An einem Morgen verließ Joka seine Hütte, um eine Wiese, welche er kürzlich erst an sich kaufte, abzumähen. Er hatte kaum ein paar Stunden gemäht, als ihm auch schon seine theure Hälfte einen Besuch abstattete, um zu sehen, wie weit er in seiner Arbeit vorgerückt sei, bei welcher Gelegenheit sie nicht ermangelte, ihn nach ihrer gewöhnlichen Art und Weise über seine Faulheit auszuschelten.

Als sie nun meinte, ihn zum Morgenimbiß genug mißhandelt zu haben, entfernte sie sich wieder mit der Drohung, daß er bis Mittag das Feld abgemäht haben müsse, im Falle er anders ein Gelüste nach einem Mittagsbrot trage.

Der sanftmüthige Joka versprach lächelnd, sein

Möglichstes zu thun, und griff frisch wieder zu seiner Sense, da er aber sah, daß sein Weib ihren Weg quer durch die Wiese nehmen wollte, rief er ihr zu, stehen zu bleiben. „Warum?“ fragte das Weib, indem sich eine neue Gewitterwolke auf ihrer Stirne bildete.

Joka. Weil du leicht ein Unglück haben könntest.

Sein Weib. Was schnackt der Tropf da wieder!

Joka. Habe ich dir's nicht schon gesagt, daß auf dieser Seite des Feldes sich ein alter Brunnen befindet, der jetzt ganz von dem Grase überdeckt ist. Wie leicht kannst du auf diese Stelle gerathen und in den Brunnen hinunterfallen.

Sein Weib. Wahrhaftig, man sollte es nicht glauben, wie sehr du um mich besorgt bist.

Joka. Du zweifelst doch nicht an der Wahrheit?

Sein Weib. Nichts deste weniger.

Joka. Nun also —

Sein Weib. Nun also — thue ich gerade, was ich mir vorgenommen habe. Meinst du mich, du Tölpel, mit List herumzukriegen, deinem einfältigen Kopfe zu folgen; das erlebst du nun und nimmermehr.

Joka. Aber so höre doch —

Wer aber nicht hörte, war die erbitterte Ehehälfte, welche, nachdem sie ihm noch einige Ehrenna-

men an den Hals geworfen hatte, mit keckem Schritte ihren Weg quer über die Wiese fortsetzte.

Joka warf sogleich seine Sense hin um ihr nachzueilen; schon hatte er sie beinahe eingeholt, da stieß sie einen gellenden Schrei aus und — war aus seinen Augen verschwunden. — Sie war wirklich in den Brunnen gefallen, vor dem er sie gewarnt hatte.

Joka sprang sogleich zu dem Rande des Brunnens und schrie hinunter: „Lebst du noch, Mara? — lebst du noch?“ — aber keine Antwort scholl zurück; auch konnten seine Augen wegen der Tiefe des Brunnens nichts in demselben unterscheiden.

Als er noch einige Mal vergebens hinabgerufen hatte, lief er so schnell er nur konnte nach seiner Hütte, holte die längsten Stricke, die sich in derselben vorfanden, und ließ sie in den Brunnen hinab, indem er sein Weib ermahnte, alle ihre Kräfte zusammenzuraffen und sich an den Strick festzubinden, daß er sie wieder herausziehen könne.

Nicht lange, so spürte er, daß der Strick geschüttelt wurde; worauf er nach allen Leibeskräften d'rauf loszuziehen begann. Der Schweiß stand ihm in dicken Perlen auf der Stirne, und das Gewicht seiner theuren Hälfte drückte ihn um vieles beträchtlicher, als er sich vorgestellt hatte; so, daß er oftmals mit seiner

rbeit inne halten mußte, um neue Kräfte zu ammeln.

Nach langem Mühen, sah er endlich die süße Last us der nächtigen Tiefe immer näher und näher kom- nen, doch schien sie, zu seiner nicht geringen Verwun- erung, ganz schwarz zu seyn, welches er jedoch der Fin- ternis zuschrieb, die sie noch umgab.

Wie erschrak er aber, als sie nun dem Rande des Brunnens schon ganz nahe gekommen war, und er in hr nicht sein Weib, sondern den Teufel in eigner Per- on erblickte.

Dieser Anblick setzte den gutmüthigen Joka, bgleich die Verwechslung eben nicht so ganz außer- rdentlich war, dennoch so sehr in Angst und Schre- ken, daß er plötzlich in seiner Arbeit inne hielt, und nit sich zu Rathe ging, ob er den Teufel herausziehen oder wieder in den Brunnen hinabfallen lassen sollte.

Der Teufel aber, welcher seine Gedanken sogleich errieth, bat ihn in den rührendsten Ausdrücken, ihn vollends herauszuziehen, und versprach ihm dafür eine reichliche Belohnung, durch welches Versprechen sich Joka endlich auch bewegen ließ, sein Rettungswerk vollends auszuführen.

Als der Teufel wieder festen Boden gefaßt hatte,

fragte er: „Sage mir doch, kennst du das Weib, das vorhin in diesen Brunnen hinunterfiel?“

Joka. Nun freilich wohl kenne ich die Unglückliche, sie ist ja mein eigenes Weib.

Der Teufel. Dein Eheweib? und wie lange lebtet ihr mit einander?

Joka. Es sind über zwei Jahre.

Der Teufel. Wie? zwei Jahre?

Joka. Nicht anders, was erstaunst du darüber?

Der Teufel. Zwei Jahre! — Ich habe nicht volle zwei Stunden mit ihr zugebracht und wie du siehst, hat ihre Bosheit und ihre Zanksucht gemacht, daß ich auf dieser einen Seite ganz blaß geworden bin.

Joka fand in der That, daß der arme Teufel auf der einen Seite minder schwarz sei, als auf der andern. Nachdem er ihn über den Verlust seiner Leibfarbe bedauert hatte, fuhr jener wieder fort: „Du kannst dir wohl denken, daß ich den Dienst, welchen du mir geleistet, indem du mich der Gesellschaft eines so schlimmen Weibes entzogst, gehörig zu schätzen weiß, und sollst daher auch sehen, daß ich dich dafür nach meinen Kräften belohnen werde.“

„Ich eile jetzt an den Hofhalt des Königs Rado, und werde dort von der Hülle der jüngsten Prinzessin Besitz nehmen.“

„Erschreckt über ihren Zustand, in welchen sie meine Einquartierung nothwendiger Weise versetzen muß, wird König Rada, ihr Vater, sogleich die geschicktesten Ärzte zu ihrer Heilung berufen, und demjenigen ungeheuere Summen Geldes versprechen, dem es gelingen wird ihre Gesundheit wieder herzustellen.“

„Wenn nun alle Ärzte ihre Versuche fruchtlos angewendet, und die Raserei der Prinzessin ihren Gipfel erreicht hat, erscheinest du vor dem König und versprichst ihm seine Tochter zu heilen.“

„Führt er dich nun an das Lager der Rasenden, so neige dich über sie und murmle zum Scheine einige Worte — und ich werde sogleich meinen Platz räumen, worauf man die Herstellung ihrer Gesundheit nur dir zuschreiben, und dich dafür auf das Reichlichste belohnen wird.“

„Auf diese Weise glaube ich dein künftiges Glück zu begründen und meine Dankbarkeit an dich abzutragen.“

Joka bedankte sich sehr höflich bei dem Teufel, und dieser fuhr, nachdem er noch einen betrübten Blick auf seine blässere Hälfte geworfen hatte, durch die Lüfte davon.

Kaum war ein Monat entschwunden, so verbreitete sich schon das Gerücht, die Prinzessin sei von

dem bösen Geiste besessen. Aus den entferntesten Ländern kamen Ärzte herbei, in der Hoffnung die ungeheuren Summen zu gewinnen, welche König Rada für denjenigen bestimmte, der sie von dem schlimmen Gaste befreien würde.

Allein, obgleich auch die Residenz des Königs einem großen Krankenhause glich, in welchem man mehr Doctoren sah, als Fliegen in einer Bauernschenke, blieben doch alle Bemühungen derselben fruchtlos, ja die Krankheit der Prinzessin schien sich sogar mit jedem Tage zu verschlimmern.

Fast bis zur Verzweiflung gebracht über den Zustand derselben und höchst erbittert durch all die erfolglosen Versuche der Ärzte, ließ jetzt der König folgenden Aufruf durch seine Herolde bekannt machen: Es sei hiermit Jedermann zu wissen gemacht, daß derjenige, welcher im Stande ist, die Gesundheit der Prinzessin wieder herzustellen, nicht nur allein die Hand derselben, sondern auch das Erbrecht auf den Thron des Königs zur Belohnung erhalten soll. —

So anlockend aber auch dieses Versprechen an und für sich seyn mochte, so behagte es doch auch nicht einem einzigen der anwesenden Heilkundigen, da die Herolde demselben noch den kleinen Umstand beifügten: Daß derjenige, der den Versuch wagen würde, ohne

daß binnen drei Tagen eine Besserung der Kranken erfolgte, ohne Gnade und Barmherzigkeit würde gespießt werden.

Eine natürliche Folge von der Bekanntmachung dieses Aufrufs war daher, daß sich die gelehrten Herren allgemach wieder von dem Königshofe verloren.

Jetzt, meinte Joka, sei es die rechte Zeit für ihn, Hand an das Werk zu legen; er säumte daher nun nicht länger seine Reise nach der Residenz anzutreten.

Dort angelangt, verfügte er sich sogleich nach dem königlichen Pallaste und begehrte von den Trabanten, welche die Pforte desselben bewachten, als ein berühmter Arzt, der gekommen sei, die Prinzessin von ihrer Raserei zu heilen, sogleich bei dem König gemeldet zu werden.

Die Trabanten freuten sich, als sie diese Nachricht vernahmen, über die Maßen, und liefen in größter Eile zu dem König, ihm dieselbe zu hinterbringen.

König Rada befahl den vermeinten Wunderarzt augenblicklich in den Pallast zu führen, nahm ihn auf das freundschaftlichste auf, und geleitete ihn sogleich in das Gemach der Prinzessin.

Diese lag, als sie dasselbe betraten, von den Wächtern gehalten auf ihrem Lager, mit Händen und

Füßen um sich schlagend und dazu auf das Kläglichste wimmernd.

„Da sehet," sprach König Rada mit grosser Traurigkeit zu Joka, „welch' eine unselige Krankheit mein armes Kind befallen. Versuchet nun, ob ihr im Stande seid ihr zu helfen. Ach! mein zerrissenes Vaterherz läßt mich nichts anders erwarten, als daß meine Tochter rasend bleiben wird, und ich euch auf dem Markte gespießt erblicken werde."

Joka aber, ohne auf die Worte des Königs zu hören, trat mit ernster Würde zu dem Lager der Prinzessin, legte verschiedene Male seine Hand auf ihren Kopf und murmelte einige unverständliche Worte.

Augenblicklich verließ der Teufel, dem Versprechen gemäß, seinen Wohnsitz, den er in ihr aufgeschlagen hatte, und raunte nur noch, bevor er sich davon machte, dem Wunderdoctor in das Ohr: „Ich glaube dich nun hinreichend für deinen Freundschaftsdienst belohnt zu haben, und werde mich jetzt zu der Prinzessin des benachbarten Königreiches verfügen. Wage es aber ja nicht, sie von mir befreien zu wollen, denn deine Mühe würde vergeblich seyn."

Joka versprach ganz nach seinem Willen zu handeln. Die Prinzessin aber fühlte von der Minute an ihre Besserung, und sowohl der König, als der ganze

Hofstaat waren fast vor Freude darüber auser sich. Ersterer ließ sogleich seine Tochter mit Joka vermählen und diese Feierlichkeiten in seinem ganzen Reiche bekannt machen.

Die Prinzessin, welche bald wieder vollkommen hergestellt war, lebte hierauf mit ihrem Gemahl, den sie als ihren Lebensretter betrachtete, in der größten Eintracht und Zufriedenheit. Der Teufel aber trieb mit der Tochter des Nachbarkönigs ein solch arges Spiel, daß das ganze Reich darüber in Verwirrung gerieth, welche Unruhe sich auch bald auf jenes erstreckte, über welches König Rada zu gebieten hatte.

Der benachbarte König hatte kein Mittel unversucht gelassen, die gelehrtesten Ärzte aus allen Welttheilen herbeizuschaffen, um seine Tochter von dem Bösen zu befreien, aber alle Versuche blieben fruchtlos. Unter den vielen Heilkundigen jedoch, welche die Prinzessin besuchten, befand sich auch einer, welcher sich eben an König Rada's Hofe aufhielt, als Joka der Tochter desselben ihre Gesundheit wieder verschaffte.

Er erzählte dem König, was sich an Rada's Hofe begeben, und rieth ihm sich an Prinz Joka zu wenden, da dieser wahrscheinlich der einzige Mensch auf der Erde sei, welcher die Prinzessin retten könne.

Sogleich sendete der König mehrere seiner ersten Hofbedienten mit kostbaren Geschenken an Rada und dessen Tochtermann, und beschwor den letztgenannten in einem eigenen Handschreiben, die Prinzessin mittelst seiner Wunderkraft von dem bösen Geiste zu befreien.

Die Abgesandten kehrten aber traurig und niedergeschlagen mit der Nachricht zurück, daß Rada's Tochtermann sich durchaus nicht dazu verstehen wolle, sein Begehren zu erfüllen.

Der König schickte hierauf noch reichere Geschenke an diesen, aber immer vergebens.

Endlich darüber in Wuth gerathen, sendete er an König Rada die Botschaft, daß, wenn sein Tochtermann nicht in kurzer Frist erscheine, um die Prinzessin zu retten, er zur Vergeltung für seinen Trotz, sein Land mit Krieg überziehen und kein Menschenleben verschonen wolle.

König Rada wurde durch diese Erklärung in keine geringe Verlegenheit gesetzt, da er der Macht seines Nachbarfürsten durchaus nicht gewachsen war. Er bat daher Joka auf das Dringendste die Prinzessin zu retten, wenn sie nicht beide um Thron und Land kommen wollten.

Als dieser sah, daß alle seine Ausflüchte nichts halfen, und Rada nur noch immer mehr in ihn

drang, ergab er sich endlich in dessen Willen und reiste nach dem Reiche des Nachbarkönigs, in der Hoffnung durch vieles Zureden den Teufel endlich doch zu bewegen, die Festung aufzugeben.

Als er aber in die Nähe des königlichen Pallastes gekommen war, besann er sich plötzlich eines andern.

Er befahl seinem Gefolge zurückzubleiben, und lief, so schnell er nur zu laufen vermochte, nach dem Pallaste. Hier angelangt, stürzte er zur Verwunderung aller Wachen und Hofleute, wie ein Wahnsinniger von Gemach zu Gemach, bis er, die Stirne mit Schweiß bedeckt, das Krankenzimmer der Prinzessin erreichte.

Das Erste, was er dort nebst der Leidenden erblickte, war sein infernalischer Freund, welcher, als er seiner ansichtig wurde, das Gesicht in grimmige Falten zog, und ihm mit funkelnden Augen entgegenschnurrte: „Was willst du hier? Habe ich dir nicht verboten, mich hier aufzusuchen?“

„Ach,“ antwortete Joka, mit angstvoller Miene nach der Thüre blickend, „ich will ja auch gar nichts von dir, noch sonst von jemanden, aber“ —

Der Teufel. Nun?

Joka. Mein Weib —

Der Teufel (erbleichend). Dein Weib?! —

Joka. Ist unglückseliger Weise wieder aus dem Brunnen gekommen, und folgt mir auf der Ferse. —

Kaum hatte der Teufel dieses gehört, als er, ohne weiters ein Wort zu erwiedern, in aller Eile zum Fenster hinausfuhr und sich in das Meer hinunterstürzte.

Die Prinzessin erholte sich hierauf zusehends, und der König überhäufte ihren Lebensretter mit Geschenken von unermeßlichem Werthe und schloß mit König Rada ein ewiges Freundschaftsbündniß, worauf Joka, vergnügt über seine gelungene List, wieder in die Arme der Seinigen zurückkehrte, mit welchen er von nun an ein höchst zufriedenes Leben führte.

Von dem Teufel aber war seit dieser Zeit nichts wieder zu sehen.

Die Kinder im Walde.

In einem Dörfchen, rings vom Gebirge eingeschlossen, lebte vor vielen Jahren ein Bauer, Namens Djuro mit seinem Weibe, welches Janja hieß, in einer eben so vergnügten als zufriedenen Ehe. Der Himmel hatte ihn mit zwei Kindern beschenkt, einem Mädchen, welches er nach der Mutter Janja, und einem Knaben, den er Rajko nannte, und die er nebst seinem Weibe über Alles liebte. Nie fühlte er sich glücklicher als wenn seine Geschäfte ihm erlaubten, bei ihnen seine Stunden hinzubringen.

Nicht lange aber währte dieses Glück; denn schon nach sechs Jahren ihres ehelichen Lebens erkrankte Janja und fühlte nur zu bald, daß sie sich auf immer von ihrem Manne und ihren Kindern trennen müsse.

Auf dem Sterbebette aber beschwor sie Djuro noch mit Thränen, ihren Kindern nach ihrem Tode keine Stiefmutter in das Haus zu bringen. Djuro tröstete sie und versprach ihr, sich nie wieder zu verehlichen. Wenige Stunden hierauf war sie verblichen.

Djuro betrauerte den Verlust seines Weibes lange und aufrichtig, und nur seine beiden Kinder vermochten die Größe seines Schmerzens zu mindern.

Schon war ein Jahr seit dem Unglückstage verflossen, ohne daß ihm der Gedanke an eine zweite Ehe in den Sinn gekommen wäre.

Allmählig aber begann ihm in seiner kleinen Wirthschaft die schaffende Hausfrau abzugehen, und so sehr er sich auch mühte das Nothdürftige für sich und seine Kinder zu erwerben, so fehlte ihm doch allenthalben ihre Beihülfe.

Er sah ein, wie nothwendig es sei, wenn er nicht gänzlich mit den Seinen zu Grunde gehen wollte, ein Weib zu nehmen, und nach langem Überlegen entschloß er sich auch wirklich diesen Schritt zu thun.

In dieser Absicht schmückte er sich eines Tages auf das Beste und machte sich auf den Weg nach dem nächstgelegenen Dorfe, denn in jenem, in welchem er wohnte, befand sich kein heirathmäßiges Mädchen, welches nicht bereits versagt gewesen wäre, oder das ihm überhaupt für sich als passend erschien.

Auf seiner Wanderung nach jenem Dorfe begegnete ihm ein junges munteres Weib, von einer frischen, kräftigen Gestalt, welches dieselbe Straße wandelte.

Er redete die rüstige Wanderin an und erfuhr, daß sie in demselben Dorfe, welches er sich zum Ziele seiner Wanderung gesetzt hatte, zu Hause sei. Er erkundigte sich hierauf noch über dieß und jenes in dem Orte und machte sie schlüßlich auch mit der Ursache seiner Reise bekannt.

„Da muß ich euch bedauern," sprach das junge Weib, als es dieselbe vernommen hatte, „aber es ist besser, wenn ihr gleich erfahret, daß ihr eure Reise vergebens macht, als wenn es erst nach Vollendung derselben geschieht. In dem ganzen Dorfe ist kein heirathmäßiges Mädchen, das nicht schon ihren Burschen hätte, und von jungen Witwen lebt dermalen keine außer mir in dem Orte."

Dieses war für unsern Brautwerber nun freilich keine erfreuliche Nachricht; demungeachtet aber setzte er seine Wanderung, die er nun einmal begonnen hatte, fort.

Er unterhielt sich mit seiner Reisegefährtin über verschiedene Gegenstände und mußte sich gestehen, daß sie eben so bescheiden und verständig, als jung und hübsch sei.

Natürlich brauchte es nicht lange, daß er auf den Gedanken gerieth, bei ihr selbst anzufragen, welches er auch mit den zierlichsten Ausdrücken that.

Zu seiner Freude fand er auch, daß er seine Überredungskraft nicht zu erschöpfen brauchte um die Einwilligung der hübschen Wanderin zu erringen, denn auch auf ihr Herz hatte die noch jugendliche, männliche Gestalt Djuro's einen angenehmen Eindruck gemacht, welches sie ihm mit einer liebenswürdigen Freimüthigkeit bekannte, und zu ihm sagte: „Wenn ihr wirklich gesonnen seid, mich zu eurem Weibe zu nehmen, so steht es bei euch, mich als solches mit dem nächsten Sonntage heimzuholen.“

Djuro war außer sich vor Freude auf dem Wege gefunden zu haben, was er nicht einmal mehr an dem Ziele desselben zu finden hoffen durfte, und erzählte ihr nun mit geschwätziger Zunge von seinen Umständen, seinem Hause und seinen Ackergründen, mit welchem seine künftige Hochzeiterin vollkommen zufrieden schien.

Als er ihr jedoch sagte, daß er auch noch zwei Kinder von seinem ersten Weibe besitze, zog sie plötzlich die Stirne in finstere Falten und rief: „Wenn das ist, so nehme ich mein Wort zurück, denn einen Mann, welcher Kinder besitzt, eheliche ich nicht.“

Nach diesen Worten eilte sie mit schnellen Schritten davon, ohne sich wieder um Djuro umzusehen, der ihr ganz bestürzt nachstarrte.

Erst als sie ihm lange schon aus dem Gesichte verschwunden, erholte er sich von seinem Erstaunen wieder.

Durch ihre frühere Rede zur Überzeugung gebracht, daß eine fernere Wanderung fruchtlos sei, blieb ihm nun nichts anderes übrig, als wieder in seine Heimath zurückzukehren.

Ermüdet und mißmuthig kam er, als schon einzelne Sterne sich am Firmamente zeigten, in derselben an, und suchte bald in den Armen des Schlafes Trost und Erholung für seine getäuschten Hoffnungen.

Kaum aber hatte sich dieser auf seine Augenlieder gesenkt, als er von einem schrecklichen Traumgesichte geängstigt wurde. Es däuchte ihm nämlich, sein verstorbenes Weib trete an sein Lager, mache ihm bittere Vorwürfe über seine Wandelbarkeit, und ermahne ihn neuerdings seinem Versprechen künftig getreu zu bleiben.

In Angstschweiß gebadet erwachte Djuro, als die Sonne bereits durch die Weinranken in seine Stube schimmerte, und gelobte sich selber, seinen Schwur zu halten, und wenn es ihm und den Seinen noch so kümmerlich ergehen sollte.

Nicht lange aber währte dieses Vornehmen; seine Umstände verschlimmerten sich von Tag zu Tag, denn

überall fehlten die helfenden Hände einer Hausfrau und bald fand er, daß er seine Lage nicht länger zu ertragen im Stande sei.

Er faßte daher abermals den Entschluß auf die Brautwerbung auszugehen, und zwar dieses Mal seinen Weg nach einem, dem ersten entgegengesetzten Dorfe zu nehmen.

Er mochte nicht lange seine Straße fortgewandert seyn, als ihm auch dieses Mal eine schmucke kräftige Weibsperson begegnete, welche mit ihm ein und dasselbe Ziel der Wanderung zu haben schien, und eine sonderbare Ähnlichkeit mit seiner ersten Bekanntschaft hatte.

Djuro, dem die schmucke Gestalt der Wanderin, welche ohne auf ihn zu achten, ihres Weges ging, gar sehr in die Augen stechen mochte, säumte nicht, sich ihr mit einigen höflichen Redensarten zu nähern und endlich zum Reisegefährten anzutragen, welches ihm auch die rüstige Wanderin, nachdem sie einige musternde Blicke auf ihn geworfen hatte, wie es schien, nicht ohne inneren Gefallen gewährte.

Sie wanderten nun wohlgemuth zusammen weiter und nicht lange währte es, so machte sie auch schon Djuro mit der Ursache seiner Wanderung bekannt.

Aber auch dieses Mal mußte er erfahren, daß in dem ganzen Dorfe kein Mädchen zu vergeben und sie die einzige heirathmäßige Witwe in demselben sei.

Djuro besann sich auf dieses nicht lange und fragte sie, ob nicht sie sich entschließen könne mit ihm die Bürde des Ehestandsjoches zu tragen.

„Warum nicht?“ gab sie ihm zur Antwort, „und ist es euch Ernst, mich zur Hausfrau zu nehmen, so möget ihr mich nächster Tage heimholen.“

Djuro war über diese Antwort ganz außer sich vor Freude, und theilte ihr nun alles mit, was seine näheren Umstände anbelangte, auch glaubte er keine Ursache zu haben, ihr verschweigen zu müssen, daß er Vater zweier Kinder sei.

Kaum aber war dieses Geständniß über seine Lippen, als sie sich rasch von ihm losmachte und ausrief: „Nein, nein, das ändert die Sache; ich werde niemals einem Manne meine Hand reichen, welcher Kinder besitzt.“

Wie vom Blitze getroffen stand jetzt abermals der arme Djuro und starrte seiner Reisegefährtin nach, die er schon halb als seine kunftige Lebensgefährtin betrachtet hatte, die aber nun, ohne sich weiter nach ihm umzusehen, mit raschen Schritten ihren Weg verfolgte.

Betrübt schlug nach einer Weile auch der arme Djuro den Weg nach seiner Heimath ein, wo er erst spät in der Nacht anlangte.

Mißmuthiger noch, als nach seiner ersten Wanderung, warf er sich auf sein Lager, aber auch dieses Mal sollte ihm der Schlaf keine Erholung bereiten. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als ihm auch schon wieder sein verstorbenes Weib erschien, ihm die bittersten Vorwürfe über seine Treulosigkeit machte und ihn noch ernster als das erste Mal ermahnte, sein Versprechen zu halten, so, daß Djuro, als er am Morgen darauf erwachte, sich fest vornahm nie mehr an eine zweite Ehe zu denken.

Nur kurze Zeit aber vermochte er diesem Vorsatze getreu zu bleiben. Mit jedem Tage vermehrte sich die Mißlichkeit seiner Umstände und in demselben Grade als sich dieselbe vermehrte, verminderte sich der Muth, welcher die Stütze seines Vorsatzes ausmachte.

Gereinigt von Sorgen, vergaß er nun zum dritten Male sein Versprechen und wanderte, obwohl stattlich herausgeschmückt, dennoch voll Kummer und mit zagendem Herzen in ein drittes Dorf um sein Glück zu versuchen.

Dieses Dorf lag jedoch weiter von dem Aufent-

halte Djuro's entfernt als die beiden andern, und erst mit der einbrechenden Nacht gelangte er in dasselbe.

Er beschloß daher in dem ersten Hause um eine Nachtherberge anzusuchen.

In die Stube desselben tretend, bemerkte er einen Greis, welcher am Feuerherde saß und sich wärmte, und ein altes Mütterchen, das mit Zubereitung des Abendbrotes beschäftiget war.

Er begrüßte die beiden Alten und brachte nun seine Bitte um eine Nachtherberge vor, welche sie ihm, nachdem sie seinen Gruß erwiedert hatten, mit großer Freundlichkeit zusagten.

Der Alte hieß ihn sich an seiner Seite niedersetzen, welche Einladung Djuro, der ziemlich ermüdet war, sogleich befolgte, worauf er sich mit den zwei freundlichen Alten in traulichem Gespräche unterhielt.

Nach manchem Hin- und Wiederreden befragte ihn der Greis unter andern auch: woher er komme, und was die Ursache seiner Wanderung sei?

„Ich komme von dem nächsten Dorfe im Gebirge," antwortete Djuro, „und zwar aus der Ursache um mir hier, da mir der Witwerstand lästig zu werden anfängt, eine Hausfrau aufzusuchen."

„Da könnt ihr gleich bei unserer Jawra ansprechen," fiel ihm die Alte, welche mittlerweile den Tisch

mit Leinenzeug belegt und das Nachtmahl aufgetragen hatte, lachend in die Rede.

Djuro. Wer ist die Jawra, von der ihr sprecht?

Die Alte. Ei, wer sollte sie denn seyn? unsere Tochter.

Djuro. Eure Tochter?

Die Alte. Wie ihr hört. Sie ist erst seit Einem Jahre Witwe, jung, hübsch, flink auf dem Tanzplatze und im Hause, sie wird euch gewiß gefallen.

Die Alte lud ihn hierauf zum Abendbrote ein, und Djuro versicherte, nachdem er sich zu ihnen gesetzt und Theil an dem Mahle genommen hatte, daß es ihn sehr freuen würde, wenn die Tochter so gastfreier Leute sich entschließen könnte seine Hausfrau zu werden. Hierauf befragte er sie, wo sich ihre Tochter befände, da er sie bis jetzt noch nicht erblickt habe.

Die Alte. Wir haben sie fortgeschickt, die Schafe in die Ställe zu schließen, sie kann nicht lange mehr außen bleiben, eben höre ich sie."

Wirklich hörte man draußen eine weibliche Stimme trillern, die Thüre ging auf und herein trat Jawra, die Tochter der beiden Alten.

Beinahe aber wäre Djuro über seinen Stuhl hinabgesunken, denn er glaubte nichts anderes als

seine erste und zweite Bekanntschaft in einer Person vereint zu sehen, so ähnlich sah sie den beiden früheren, ja er blieb sogar lange im Zweifel, ob es nicht wirklich eine von denselben sei, aber die bedeutende Entfernung der Ortschaften sowohl, als auch die fremde, obgleich artige Begrüßung Jawra's überzeugten ihn, daß er sich täusche und daß die Ähnlichkeit mit jenen nichts anderes als ein Spiel des Zufalls seyn könne.

Jawra hatte sich indessen zwischen ihren Ältern an den Tisch gesetzt, um das Nachtmahl zu verzehren, und benahm sich so bescheiden und liebenswürdig, daß Djuro darüber ganz in Entzücken gerieth, und nichts sehnlicher wünschte als die sanfte Schöne, welche ihm die Krone ihres Geschlechtes schien, als Hausfrau heimzuführen.

Nachdem das Mahl beendet war, sprach die Alte zu ihrer Tochter: „Sieh, mein Kind, hier ist ein Mann, welcher geneigt wäre einer wackeren Frauensperson seine Hand zu reichen. Könntest du dich wohl entschließen ihm in seine Heimat als sein Weib zu folgen?“

Die junge Schöne senkte ihre Augen zu Boden und sagte: „Der Herr scherzt wohl nur.“

„Nichts desto weniger,“ erwiederte Djuro, „und findet ihr einen Gefallen an mir, so versichre

ich euch, daß mich der Besitz eurer Hand zu dem Glücklichsten aller Menschen machen wird."

„Ihr geñelet mir wohl," stotterte die Schöne, „aber....."

„Nun, so ist ja die Sache schon so viel als im Reinen," rief jetzt der Alte aus, und klatschte freudig in die Hände. „Recht so, meine Kinder," rief er sodann, „gefallt ihr euch, so greift zu und nehmt euch ohne viele Umstände und Ziererein und dazu meinen besten Segen."

„Und auch den meinen," ergänzte das Mütterchen, und wischte sich einige Thränen aus den Augen.

Djuro umarmte seine künftigen Schwiegereltern und drückte einen heißen Kuß auf die Rosenlippen seiner Braut, die in holder Verwirrung, sich nur wenig dagegen sträubte.

Hierauf machte Djuro die Familie mit allen Nebenumständen seines kleinen Haushaltes bekannt, verschwieg aber absichtlich, daß er Vater zweier Kinder sei, da er fürchtete, dieser Umstand könne ihn auch zum dritten Male um seine Braut bringen, auch dachte er, sie würde sich schon zufrieden geben, wenn sie nur erst einmal sein Weib geworden wäre und die Sache nicht mehr zu ändern sei.

Die Braut äußerte über Alles ihre volle Zufrie-

denheit, man setzte daher ihre Vermählung auf den achten Tag fest und Djuro beschloß mit dem nächsten Morgen nach Hause zurückzukehren, um dort Alles zum Empfange seiner neuen Hausfrau vorzubereiten.

Wirklich fand auch die Morgensonne den frohlichen Bräutigam auf seiner Heimreise.

Auf dem größten Theile derselben überlegte er, wie er es anfangen sollte, daß seine Braut nicht gleich bei ihrer Ankunft in seinem Hause durch den Anblick seiner Kinder unangenehm überrascht würde, und beschloß zuletzt sie die erstere Zeit ihrer Verbindung auf dem Hausboden zu verbergen.

Mit großer Sehnsucht harrte nun Djuro des anberaumten Tages.

Als dieser erschien, verbarg er seine Kinder, wie er es sich vorgenommen hatte, und eilte seine Braut heimzuholen, mit welcher er noch an dem Abend desselben Tages zurückkehrte.

Nun, dachte Djuro, sei das Glück wieder in seinem Hause eingekehrt, und die ersten Tage entschwanden ihm im Genusse desselben und unter den rosigsten Träumen von der Zukunft.

So oft sein Weib aber ein häusliches Geschäft von ihm abrief, schlich er sich mit vieler Vorsicht zu

seinen Kindern auf den Dachboden um ihnen das Nöthige zur Nahrung zu bringen.

Ungeachtet seiner Vorsicht aber hatte Jawra seine heimlichen Gänge bemerkt und befragte ihn einmal, als er eben wieder seinen Gang dahin antreten wollte, was er auf dem Dachboden zu suchen habe?

„Ich habe," gab ihr Djuro, nicht ohne Verlegenheit, zur Antwort, „zwei junge Täubchen auf dem Boden, die ich täglich füttere."

„Ach," erwiederte Jawra, „warum sagtest du mir das nicht schon lange, ich bin eine große Freundin von diesen Thieren, komm, führe mich hinauf, ich will sie sehen!"

Djuro, dessen Verlegenheit sich mit jeder Minute vermehrte, suchte sie davon abzubringen und sagte, daß es ganz gewöhnliche Tauben seien, daß es sich gar nicht der Mühe lohnte, ihretwegen die Leiter hinanzusteigen, und was der Ausflüchte mehr waren.

Jawra aber ließ sich mit nichts abfertigen und bestand durchaus darauf, die Tauben zu sehen.

Da sah nun Djuro gar wohl, daß alle seine Ausflüchte vergebens seien und er sein Geheimniß nicht länger vor Jawra verbergen könne.

Er bekannte ihr daher, daß er keine Täubchen,

wohl aber zwei Kinder aus seiner ersten Ehe auf dem Dachboden verborgen halte.

Hilf Himmel! Geberdete sich da die erst noch so sanfte Hausfrau gleich einer Rasenden.

Sie lief wie unsinnig in dem Hause herum, und überschüttete Djuro, der sich über die plötzliche Verwandlung seiner werthen Hälfte kaum zu fassen wußte, mit einem Hagel von Schmähworten und drohte ihm, unverweilt zu ihren Ältern zurückzukehren, wenn er nicht die Kinder noch in dieser Stunde aus dem Hause schaffen würde.

Vergebens suchte Djuro sie durch Vorstellungen zu bewegen, die beiden Kinder im Hause zu dulden, vergebens verschwendete er sogar seine Bitten; nichts vermochte die aufgebrachte Stiefmutter zu rühren, und Djuro sah sich endlich gezwungen, da er von seiner Ehehälfte nicht lassen konnte, seine Kinder aus dem Hause zu bringen.

Aber wohin? — das war die große Frage. In dem ganzen Dorfe hatte er keinen Verwandten, keinen Freund, der sich der armen Kleinen angenommen hätte. Djuro beschloß daher, sie in eine alte Hütte, die er in dem nahegelegenen großen Walde besaß, zu führen.

Er füllte einen großen Kürbiß mit Wasser, nahm

zwei Brote, holte sodann die beiden Kinder aus ihrem Verstecke und machte sich mit ihnen auf den Weg nach dem nahen Walde.

Als Djuro mit den Kleinen aus dem Hause trat, sah Jawra zum Fenster hinaus und wünschte ihm eine glückliche Reise, indem sie ihm freundlich zunickte, welches Djuro, der noch immer nicht wußte, ob er mit den Kleinen umkehren sollte oder nicht, bewog, sie seinem Vorhaben gemäß in den Wald zu führen.

Nachdem sie länger als eine Stunde fortgewandert und endlich auf die Stelle gekommen waren, auf welcher die einsame Hütte stand, fand Djuro, daß diese seit der Zeit, als er sie nicht gesehen hatte, durch Regen und Wind schadhafter geworden sei, als er gedacht habe, und suchte sie so viel als möglich wieder auszubessern, und wenigstens für einige Zeit bewohnbar zu machen.

Als er diese Arbeit zu Stande gebracht, gab er den Kindern den Kürbiß und die Brote und sagte zu ihnen: „Wenn ihr das Wasser, welches sich in diesem Kürbiß befindet, ausgetrunken habt, so hängt ihn an einen Ast von jenem Baume, welchen ihr vor der Hütte sehet und der dem freien Luftzuge ausgesetzt ist. Durch diesen Luftzug wird der Kürbiß alsogleich zum

Pfeifen gebracht, welches ich im Dorfe hören und euch mit neuen Nahrungsmitteln versehen werde."

Er küßte und umarmte hierauf noch mehrere Male seine Kinder, versicherte sie, daß sie ihn bald wieder sehen würden und entfernte sich sodann mit raschen Schritten von den Kleinen, die es noch nicht ahnten, daß ihr grausamer Vater sie, ihrer Stiefmutter wegen, für immer verlassen und dem Verderben preisgegeben habe.

Die Sonne war bereits untergegangen, als Djuro das Dorf wieder erreichte. In allen Häusern, an welchen er vorüberging, schimmerte ihm ein freundliches Feuer aus der Küche, oder ein Licht aus dem Stubenfenster entgegen, nur sein Haus lag in Dunkel gehüllt, als ob der Tod darinnen seine Wohnung aufgeschlagen habe.

Eben wollte er in die Thüre desselben treten, die er unverschlossen fand, als ihm eine ungeheure Schlange über die Schwelle entgegenkroch.

Djuro sprang erschrocken zurück und sah sich vergebens nach einer Waffe um, das Scheusal damit zu tödten, da er aber keine erblickte, griff er hastig nach seinem Taschenmesser und schleuderte es nach der Fliehenden.

Glücklich hatte er sie auch getroffen, das Messer

war bis an das Heft in den Leib der Schlange gedrungen, was aber diese nicht verhinderte ihre Flucht in gröſter Eile fortzusetzen.

Djuro entdeckte in diesem Augenblicke einen in die Erde festgerammten Pflock, riß ihn mit aller Kraftanstrengung aus dem Boden und eilte der Schlange nach, sie vollends zu tödten, aber diese hatte bereits einen sicheren Schlupfwinkel im Hofraume gefunden, und Djuro mußte unverrichteter Dinge nach seiner Wohnung zurückkehren.

In dieselbe eintretend, fand er weder Feuer auf dem Herde, noch Licht in der Stube.

Vergebens rief er nach Jawra, sie war nirgends zu finden.

Die Falsche hatte ihn verlassen, während er ihr zu Liebe seine Kinder opferte. Jetzt erst klagte er über sein Unglück und über die Bosheit seines Weibes.

Bis Mitternacht wälzte er sich auf seinem Lager umher, und schmähte auf die Unnatürliche, auf sich und seine weibische Nachgiebigkeit, bis er zuletzt durch Zorn, Wuth und Reue ermattet, in einen Schlummer verfiel.

Kaum aber hatte er seine Augen geschlossen, als ihm sein verstorbenes Weib, und zwar noch zürnender als die beiden andern Male, erschien und ihn also an-

redete: „So habe ich meine Warnungen dennoch vergebens an dich verschwendet, du hast deinen Schwur gebrochen und meine Kinder dem Verderben preisgegeben.“

„Ich wußte es wohl, als ich noch unter den Lebenden wandelte, daß es dir und meinen Kindern also ergehen würde, darum forderte ich von dir den Schwur, meinen Kindern keine Stiefmutter zu geben.“

„Das Weib, welches du nahmst, reichte dir bloß seine Hand, um dich sammt den Deinen zu verderben.“

„Denn wisse, die böse Jawra war eine der berüchtigtesten Hexen und wurde ihrer Schandthaten wegen von meinem Urgroßvater, einen in den geheimen Künsten wohlerfahrnen Manne, gezwungen, die häßliche Gestalt einer Schlange anzunehmen.“

„In dieser Gestalt verlebte Jawra viele, viele Jahre, bis sich endlich ein Zauberer fand, der sie aus Mitleid von diesem Zauberbann befreite, jedoch nur für so lange, als sie Niemand etwas Böses zufügen würde.“

„Sie wußte genau, daß du Vater zweier Kinder seiest, denn sie selbst war es, die dir das erste und zweite Mal begegnete, als du eine neue Hausfrau suchen gingst, und die dich das dritte Mal mit ihren Zauberneßen umgarnte.“

„Durch dein und deiner Kinder Verderben hat sie ihren Durst Böses zu thun gesättiget. Aber sie selbst wurde zugleich, Kraft des Zauberspruches meines Urgroßvaters, wieder in jene häßliche Schlange verwandelt, die dir vor wenigen Stunden an der Schwelle begegnete; aber auch dir, wortbrüchiger Mann, grausamer Vater, folgt die Strafe für dein Verbrechen auf dem Fuße, und nur mit dem Tode wirst du das Lager, auf welchem du jetzt ruhst, wieder verlassen."

Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung und Djuro erwachte in kalten Schweiß gebadet.

Es war Tag, ein kalter Luftzug streifte aus der Stubenthüre, welche er beim Hereintreten offen gelassen hatte.

Djuro wollte aus dem Bette springen um sie zu schließen, aber wer schildert seinen Schrecken, er fand sich gelähmt an allen Gliedern und reglos an die Bettstelle geheftet, er fühlte, die Strafe für sein Verbrechen habe ihn ereilt.

Die Sonne stieg immer höher, Stunde um Stunde verging und Djuro lag noch immer regles und stöhnend auf seinem Lager.

Der Mittag war angebrochen, die Schatten der Kastanienbäume vor seinem Hause waren zu den Wur-

zeln derselben zurückgekrochen, und noch immer konnte er keines seiner Glieder regen.

Da hörte er draußen im Hofraum Schritte schallen, bald darauf erschien auch an der Stubenthüre ein kleines braunes Mädchen, mit wenigen Lappen bedeckt, welches um ein Stückchen Brot bettelte.

„Du sollst erhalten, was du begehrst," sprach der kranke Djuro mit schwacher Stimme zu der Bettlerin, „nur laß auch mich nicht umsonst zu dir flehen."

„Bleibe bei mir, dem Gelähmten, der noch ungleich elender als du, und dessen letzte Stunde nicht mehr ferne ist, und pflege mich armen Verlassenen, bis der Tod meine Leiden endet."

Das Mädchen willigte in das Begehren Djuro's, warf ihren Bündel an der Thüre nieder und setzte sich sogleich zu dem Todeskranken, den es von nun an nach seinen Kräften pflegte.

Als der Abend jedoch ohne Linderung für Djuro herangebrochen war, seufzte er: „Ich werde diese Nacht nicht überleben."

Das Mädchen suchte ihn zu trösten, Djuro aber sprach: „Tröste mich nicht, gutes Kind, sondern höre wohl auf das, was ich dir sage. Wenn ich gester-

den bin, so benachrichtige hievon meine Nachbarn, daß sie mich begraben. Bitte sie auch, daß sie ausgehen, meine verlornen Kinder zu suchen. Das Häuschen und alles was darinnen ist, sammt den Wiesen, die noch mein Eigenthum sind, gehören nach meinem Tode dir, finden sich aber meine Kinder wieder, so theile dasselbe mit ihnen, als wärest du ihre Schwester."

Das Bettlermädchen weinte sehr über das Elend des armen Djuro, und versprach ihm unter Schluchzen alles zu befolgen, wie er es verlangte.

Als der Morgen heranbrach, war er verschieden. Djuro's Pflegerin eilte sogleich zu den Nachbarsleuten desselben und machte sie mit seinem Tode und seinem letzten Willen bekannt, welchen die gutmüthigen Leute, durchdrungen von Mitleid gegen den Verblichenen, treu und gewissenhaft erfüllten.

Auch fand sich ein wackerer Mann, der Erbarmen fühlte mit dem armen verwaisten Mädchen, und für dasselbe und sein nunmehriges kleines Eigenthum, bis zu seiner Großjährigkeit, zu sorgen versprach.

Indem dieses alles sich ergab, waren mehrere Tage verstrichen, während welchen man auch, auf das Anstiften des Bettlermädchens, nach Djuro's Kindern im Walde, obwohl vergebens gesucht hatte.

Schon seit zwei Tagen hatten die armen Kleinen

weder Brot noch Wasser, und harrten noch immer auf die Ankunft ihres Vaters, dessen baldiges Erscheinen ihnen der aufgehangene Kürbis immerfort durch sein lügenhaftes Pfeifen prophezeite. So war auch der dritte Tag herangekommen ohne daß Djuro sie wieder mit Nahrungsmitteln versehen hätte.

Nun aber vermochten sie es nicht länger vor Hunger und Durst auszuhalten in der einsamen Waldhütte, und beschlossen daher tiefer in den Wald zu gehen, um nach Haselsträuchen und nach einer Quelle zu suchen.

Langsam unter lautem Schluchzen verließen sie die Hütte, oftmals noch zurückblickend, ob denn noch immer nicht der Vater zu erspähen wäre, aber sie sahen nichts und bald umschloß sie nur mehr die öde Wildniß.

Sie waren bereits eine ziemliche Strecke in derselben fortgewandert, ohne das Gesuchte zu finden, als sie an eine große Waldwiese kamen, auf der sich mehrere wilde Äpfelbäume befanden.

Sie blickten emsig in dem Grase umher, ob sie nicht einen herabgefallenen Apfel entdecken könnten, und trennten sich auf diese Weise einige Schritte von einander.

Schon hatte der glückliche Rajko einen roth-

wangigen Äpfel zwischen den hohen Grashalmen entdeckt und Besitz davon genommen, als er plötzlich durch einen Schrei seines Schwesterchens gar sehr erschreckt wurde.

Eben wollte er zu Janja, um sie nach der Ursache ihres Aufschreiens zu befragen, als sie schon mit allen Geberden der Angst auf ihn zustürzte und ihn, am ganzen Körper zitternd, mit beiden Armen umschlang.

In demselben Augenblicke aber ersah er nicht ferne von sich eine braune riesengroße Schlange im Grase, welcher Anblick ihm ein solches Entsetzen verursachte, daß er wie seine Schwester laut aufschrie.

Schluchzend und wie die Espen zitternd, hielten sich die beiden Kleinen umschlungen, ohne jedoch einen Fuß von der Stelle bewegen zu können und starrten mit grauenvollen Blicken nach dem Ungethüm.

Die Schlange aber sah sie mit freundlichen Augen an und sprach: „Fürchtet euch nicht, liebe Kinder, ich komme nicht um euch ein Leids zu thun, wohl aber um euch zu helfen. Thut mir nur den Gefallen und zieht das Messer, das in meinem Rücken eingeklemmt ist, aus demselben, dann will ich euch sogleich zu einem Orte führen, wo ihr Wasser in Menge und noch viel größere und schönere Äpfel finden werdet als diese hier.“

Die Kinder zögerten zwar anfangs und scheuten sich der Schlange näher zu kommen, diese aber ließ nicht ab zu flehen, bis sie das Verlangte thaten.

Nachdem sie ihr nun das Messer aus dem Rücken gezogen und dasselbe weggeworfen hatten, dankte ihnen die Schlange dafür und ermahnte sie ihr nun zu folgen.

Die Kinder thaten es und die Schlange führte sie zu dem Ufer eines reißenden Waldbaches. Das Ufer aber war dermaßen steil, daß man nur mit Lebensgefahr aus dem Waldbache Wasser schöpfen konnte.

Die Schlange sprach zu den Kindern: „Liebe Kinder, ihr könntet leicht einen Unfall haben, wenn ihr versuchen wolltet aus dem Bache zu trinken, ich rathe euch daher lieber euren Durst mit dem Wasser zu stillen, welches sich in den Fußstapfen der Thiere, die hier zu trinken pflegen, gesammelt hat. Hier, mein schmucker Junge," sprach sie zu Rajko, „ist gleich für dich welches in den Fußstapfen eines Hirsches und hier," sprach sie zu Janja gewendet, „du liebes Mädchen, ist welches für dich in den Furchen, die eine Fischotter aufwühlte."

Die Kinder befolgten den Rath ihrer scheinbaren Wohlthäterin und tranken aus den Fußstapfen, welche sie ihnen bezeichnete, aber kaum hatten sie die ersten

Tropfen genossen, als sie auch schon in jene Thiere verwandelt waren, aus deren Spuren sie getrunken hatten.

Die Schlange aber war, während diese Verwandlung vor sich ging, verschwunden.

Ihre Verwandlung fühlend, stürzte sich sogleich Schwester Fischotter in den Waldbach, und Bruder Hirsch flüchtete sich in das dunkelste Dickicht des Waldes.

Erst als es Nacht geworden war, hatte er wieder den Muth, sich dem Ufer des Waldbaches zu nähern, aus dessen Fluten nun auch seine Schwester emporzutauchen wagte, worauf sich beide in den bittersten Klagen über ihre Verwandlung und über die Bosheit der braunen Schlange erschöpften.

Erst mit Tagesanbruch verließen sie die Stelle ihres gemeinsamen Jammers, und versprachen einander sich alle Nächte dort wieder einzufinden, welches Versprechen sie auch durch mehrere Jahre ihrer traurigen Verwandlung erfüllten.

Einmal aber ereignete es sich, daß Bruder Hirsch nicht an der gewöhnlichen Stelle und zur besprochenen Stunde erschien. Schwester Fischotter war daher um ihn in großer Besorgniß, und spähte ängstlich am Ufer mehrere Stunden weit hinab und hinauf, um

etwas von ihm zu entdecken, oder eine Nachricht über ihn von einer anderen Fischotter oder einem sonstigen Uferbewohner, der sich ihr mittheilen konnte, zu erfahren.

Nachdem sie, wiewohl vergebens, gesucht und nachgeforscht hatte, gelangte sie, immer die Ufer des Waldbaches verfolgend, in einen breiten Strom, in welchen sich jener ergoß und bald darauf in die Nähe mehrerer Fischerhütten und Mühlen. Schon wollte sie aus Furcht vor den Bewohnern der ersteren, wieder ihren Rückweg einschlagen, als sie Bruder Hirsch dicht an dem Rande des Ufers in der Ferne erblickte und sich mit Blitzesschnelle zu ihm verfügte.

Sie war von Freude beseelt ihn wieder gefunden zu haben, aber diese Freude wandelte sich bald in Trauer, als sie bemerkte, daß er mit einem starken Stricke an einen Baum festgebunden sei.

Die Fischotter näherte sich dem Ufer und rief dem Bruder Hirsch zu, so nahe zu kommen, als es ihm möglich sei, und ihr zu sagen, wie er in diese Noth gekommen.

Der Hirsch näherte sich, so weit es der Strick erlaubte und erzählte ihr nun mit den kläglichsten Ausdrücken, daß ihn mehrere Jäger gefangen hätten und daß er bestimmt sei, mit dem nächsten Tage zu sterben.

Die Fischotter wurde hierüber auf das Äußerste betrübt und beschloß nicht eher von diesem Platze zu weichen, bis sich das Loos ihres armen Bruders entschieden haben würde.

Mit jeder Stunde wuchs ihre Angst und steigerte sich ihr schwesterlicher Kummer um den geliebten Bruder.

Mit einem Male wurde sie durch ein Geräusch hinter ihrem Rücken erschreckt.

Sich umwendend erblickte sie einen Frosch, welcher mit aller Anstrengung einer riesenhaften Schlange zu entrinnen suchte, die ihn sich zur Beute auserkoren zu haben schien und mit aller Wuth verfolgte.

Die mitleidige Fischotter dauerte der arme graue Schelm, welcher mit seinen großen schwarzen Augen ängstlich, und wie um Hülfe flehend, zu ihr hinauf blickte, sie warf sich rasch zwischen ihn und seine häßliche Verfolgerin und schlug mit ihrem Schwanze das Wasser so gewaltig, daß sich die letztere genöthigt sah von ihrem Raube abzulassen, der Frosch aber, den Augenblick benützend, mit einem Sprunge, der seiner Schule Ehre machte, das Trockne erreichte.

Als die Fischotter von der Verfolgung der Schlange abstehend wieder das Ufer gewonnen hatte, bedankte sich der Frosch bei ihr auf das Höflichste und

sprach: „Wenn ich dir jemals, edelste aller Fischottern, in etwas dienen kann, so befehl über mich bei jeder Gelegenheit wie über deinen Knecht.“

„Womit könntest du mir wohl dienen?“ sagte die Fischotter, „doch da du dich selbst angetragen, mir den Dienst vergelten zu wollen, den ich dir geleistet habe, so sieh, ob es dir nicht möglich ist, diesen Hirsch von seinen Banden zu befreien.“

„Dein Wunsch soll bald in Erfüllung gehen,“ quackte der Graue und hüpfte in großen Sätzen davon.

Nach einigen Minuten kam er wieder, eine Pflanze in dem breiten Maule, die er dem Hirsch darbot und ihn ermahnte, selbe sogleich zu sich zu nehmen.

Der Hirsch hatte nicht sobald die Pflanze verzehrt, als er eine Erschütterung durch alle Glieder verspürte und sich in einen blühenden Jüngling von hohem und schlanken Wuchse, mit leuchtenden Augen und goldenen Ringellocken, umgewandelt sah.

Freund Frosch quackte ihm nun den guten Rath zu: diese Stelle eiligst zu verlassen, damit ihn die Jäger, im Falle sie der Zufall wieder hieher führte, nicht für den Dieb ihres Hirsches halten und ihn mißhandeln möchten.

Rajko eilte daher, von Frosch und Fischotter be-

gleitet, an dem Rande des Ufers fort, bis er sich weit genug von jener Stelle entfernt glaubte.

Hier nun ließ er sich auf das Gestein nieder und dankte nochmals seinem grauen Retter für seine Freiheit und seine glückliche Umwandlung. „Könntet ihr euch nicht," fuhr er sodann gegen diesen fort, „einen noch viel größeren und innigeren Dank von mir erwerben, und auch meiner Schwester, welche das Unglück hat, in diese Fischotter verwandelt zu seyn, durch ein ähnliches Wunderkraut ihre wahrhafte Gestalt wieder geben?"

Der Frosch antwortete hierauf: „Das steht nicht in meiner Macht, wollt ihr aber etwas darum wagen eurer Schwester ihre frühere Gestalt zu verschaffen, so könnte ich euch wohl dazu verhülflich seyn."

„Wohl will ich das," antwortete Rajko, „sagt nur, wie es möglich ist."

„Eure Schwester," fuhr der Frosch fort, „kann nur durch den Genuß einer Beere, welche sich an einem Baume in dem Garten des Königs Gawran befindet, ihre frühere Gestalt wieder erlangen."

„Wo aber befindet sich dieser Garten und wie kann ich zu dieser Beere gelangen?" fragte Rajko.

„Reiset so lange an dem Ufer dieses Stromes fort, bis ihr zur Mündung desselben in das Meer gelangt, dort werdet ihr eine große Stadt mit vielen

Thürmen erblicken, dieſe iſt die Reſidenz des Königs Gawran. Erkundigt euch in derſelben um den königlichen Garten, ihr werdet leicht erfahren, wo er ſich befindet, da es jedermann erlaubt iſt, in demſelben zu luſtwandeln, und begebt euch nach erhaltener Auskunft dahin.“

„Der Garten iſt durch zwei breite Alleen kreuzweiſe durchſchnitten, und im Durchſchnittspuncte befindet ſich ein kleiner Baum mit einer pyramidenförmigen Krone und blutrothen Beeren. Suchet nun eine dieſer Beeren zu pflücken, jedoch ohne bemerkt zu werden, denn ſonſt würde man euch mit dem Tode dafür beſtrafen. Verwahret ſie ſorgfältig und bringet ſie an den Ort, an welchem ich und eure Schweſter euch erwarten werden.“

„Noch aber muß ich euch warnen, euch auf dem Wege bis zu Gawrans Reſidenz vor den Raubthieren, welche dieſe Küſten bewohnen, in Acht zu nehmen. Krokodille, Löwen, Panther und Alligatoren hauſen häufig an dem wilden Ufer dieſes Stromes und lauern auf den einſamen Wanderer im Verborgenen.“

„Doch werdet ihr von ihnen keinen Schaden nehmen, wenn ihr dieſe Kügelchen, die ich euch geben will, in Bereitſchaft haltet, und ſo oft euch ein ſolches

Ungethüm zu Gesichte kommt, eines dieser Kügelchen auf dasselbe werfet."

Rajko nahm die Kügelchen mit grosem Danke und war sogleich entschlossen den Rath des gutmüthigen Frosches zu befolgen, nur erregte in ihm noch das Schicksal seiner Schwester während seiner Abwesenheit einige Besorgniß, die er auch seinem Rathgeber mittheilte.

Dieser aber tröstete ihn hierüber und versprach sie vor jeder Gefahr zu schützen. „Mir kann," sagte er zu Rajko, „Niemand so leicht schädlich seyn, als jene braune Schlange, von welcher mich eure Schwester rettete."

„Sie war früher eine Hexe und wurde von einem mächtigen Zauberer in ihre jetzige Thiergestalt verwandelt, welches Schicksal auch mich traf, der ich früher der Lehrling des mächtigen Gunzarabaraljas war. Sie ist jedoch stärker als ich und sucht mich zu tödten, weil ich ihr diese Kügelchen, von welchen ich euch welche zu eurer Vertheidigung gab, entwendete."

„Diese Schlange aber war, bevor sie ihre scheußliche Gestalt zum zweiten Male annehme[illegible]ste, Niemand anderer, als eure Stiefmutter und die Ursache, daß ihr selbst in Thiere verwandelt wurdet."

Janja und Rajko waren über diese Neuig-

keit nicht wenig erstaunt. Letzterer aber wollte nicht länger säumen seiner geliebten Schwester ihre frühere Gestalt wieder zu verschaffen, besprach daher mit Schwester Fischotter und Freund Frosch den Ort, wo sie sich wieder finden wollten, empfahl dem Letzteren noch ein Mal seine Janja und eilte dann von Hoffnung beseelt, und voll Muth, auch das Kühnste für sie zu wagen, an dem Ufer dahin.

So wanderte er zwei Tage, ohne daß ihm ein Abenteuer begegnet wäre, nur daß zuweilen, durch sein Nahen aufgeschreckt, eine finstere Eule aus einer Felskluft emporrauschte, und zur Nacht das widrige Geschrei der Füchse an sein Ohr erscholl.

Am dritten Tage in einem dichten Walde erblickte er plötzlich einen grimmigen Panther, welcher mit funkelnden Augen und gierigen Zähnen wüthend aus seinem Hinterhalte auf ihn zusprang, ein Kügelchen jedoch, das er nach ihm warf, streckte ihn allsogleich leblos zu Boden.

Unaufhaltsam setzte Rajko hierauf seine Wanderung fort, immer sich an das Ufer des Stromes haltend, das nur mit kargem Zwerggesträuche und verkrüppelten Weiden bewachsen war, zwischen welchen nur hie und da ein einsames Grün hervorschimmerte.

Mit einemmale aber gelangte er in ein anmu-

thiges Thal voll der schönsten Fruchtbäume, durch dessen smaragdgrüne Wiesen der Strom, wie ein bläuliches Silberband, sich in sanften Krümmungen hinschlängelte. Nicht sobald in dem Thale angelangt, erblickte er in der Ferne einige Leute, die er nach ihren Kleidern und den Waffen, die sie trugen, für Jäger hielt.

Ihnen kaum auf einige hundert Schritte nachgekommen, erscholl mit einemmale ein gräßliches Geschrei, worauf sie sich nach allen Seiten flüchteten.

Rajko erblickte in dem Augenblick darauf einen gewaltigen Löwen, welcher mit einem mächtigen Satze aus dem Dickicht sprang und einen der Jäger, der in reichere Kleider als die anderen gehüllt war, verfolgte.

Rajko, schnell entschlossen, stürzte Beiden entgegen, und warf, eben noch zu rechter Zeit, ehe die Branken des wüthigen Thieres sein Opfer erreichten, ein Kügelchen auf den Löwen.

Leblos sank dieser in den Staub.

Nicht ferne von ihm war der erschöpfte Verfolgte zusammengesunken.

Verwundert erhob sich dieser jedoch nach einer Weile wieder und näherte sich seinem Retter, der noch immer vor dem königlichen Thiere stand und die Schönheit seines Baues bewunderte.

„Ihr seyd der Retter eines Mannes, edler Fremdling,“ sprach hierauf der gerettete Jäger zu Rajko, „der bereit ist eure kühne That auf eine würdige Weise zu belohnen. Ich bin Perwan, der König dieses Landes, und habe eine einzige Tochter, diese soll eure Gemahlin und ihr sollt der Nachfolger meiner Würde seyn.“

Hierauf begab er sich mit Rajko nach dem Orte, wo er sein Gefolge gelassen, erzählte diesem, was sich zugetragen, nöthigte sodann Rajko ein Pferd zu besteigen und eilte mit ihm, von den Seinen geleitet, in die Stadt zurück.

Als er in seinem Pallaste angekommen war, ließ er seine Tochter rufen, stellte ihr Rajko als seinen Lebensretter vor, und machte ihr bekannt, was er ihm zur Belohnung für seine Heldenthat verheißen habe.

Jerina, so hieß die liebenswürdige Jungfrau, blickte sanft erröthend nach dem schmucken Rajko und lispelte: „Ihr wißt, mein Vater, daß eure Wünsche mir immer Befehle waren; möchte meine geringe Schönheit einigermaßen im Stande seyn, die That dieses edlen und liebenswürdigen Jünglings belohnen zu können.“

„Der Lohn, welcher mir für diese That wird,“ sagte Rajko, indem er einen zärtlichen Kuß auf die Hand der Prinzessin drückte, „ist hoch über den Werth

derselben, wenn ich mit eurer Hand auch euer Herz erhalte. — Nach zwei glücklich durchlebten Tagen wurde Rajko feierlich mit der Prinzessin Jerina vermählt.

So sehr aber auch Rajko der Taumel seines Glückes ergriffen und in seine Freudenwirbel fortgerissen hatte, vergaß er doch nicht auf seine Schwester.

Er forschte bei allen Landeskundigen, wie weit noch jene Stadt am Meere entfernt sei, welche dem König Gawran angehöre und erfuhr, daß sie noch zwanzig Tagreisen entlegen sei.

Rajko erbat sich daher von dem Vater seiner Gemahlin die Erlaubniß auf kurze Zeit dahin verreisen zu dürfen, welche ihm dieser mit Vergnügen gewährte.

Er nahm ein zahlreiches Gefolge und kostbare Geschenke für Gawran mit und machte sich, sobald die nöthigen Anstalten seiner Reise getroffen waren, auf den Weg.

In der Residenz Gawran's glücklich angelangt, wurde er von diesem, einem bejahrten, ehrwürdigen Manne, sehr liebreich aufgenommen.

Gawran hatte einen einzigen Sohn, Namens Rabar, ein schöner, schlanker Jüngling, mit schwarzen Locken, welcher sich von Rajko ganz vorzüglich angezogen fühlte und ihn in Kurzem wie einen Bruder liebgewann.

Rajko war schon längere Zeit in der Residenz des Gawran, ohne daß er Gelegenheit gefunden hätte, den königlichen Garten besuchen zu können.

Nun aber bat er den Prinzen ihn dahin zu geleiten, wozu sich dieser auch sogleich bereitwillig fand.

An dem Gitterthore des Gartens angekommen, traten aber die Wächter desselben zu Rabar und sprachen: „Herr, wage es nicht den Garten zu betreten, wenn du dich nicht absichtlich einem Unglücke auszusetzen Willens bist."

„Warum?" fragte Rabar, „was kann uns für ein Unglück in dem Garten meines Vaters drohen?"

„Ach," versetzte der Wächter, „ihr ahnet nicht, welch ein schlimmer Gast bereits in diesem Garten eingesprochen."

„Ein Gast?" frug Rabar.

Wächter. So ist es. Noch bevor der Morgen anbrach, kroch eine ungeheure braune Schlange über die Mauer in denselben und hat bereits mehrere Wächter, die es wagten sie zu verfolgen, durch ihren Biß getödtet. Nun hat sie sich um den Stamm jenes Bäumchens mit den rothen Beeren gewunden, der sich in der Mitte des Gartens befindet, und Niemand wagt es mehr in dessen Nähe zu kommen.

Prinz Rabar erschrak über diese Nachricht sehr

und bat Rajko umzukehren, aber dieser war nicht dazu zu bereden, sondern flößte dem Prinzen Muth ein und beweg ihn endlich, ungeachtet der erneuerten Abmahnungen der Wächter, mit ihm in den Garten zu treten.

Als sie in die Mitte des Gartens gekommen waren, fanden sie wirklich die braune Riesenschlange, die Rajko sogleich für seine böse Stiefmutter erkannte, um den Baum mit den rothen Beeren gewunden.

Rajko griff sogleich nach einem Kügelchen und warf damit nach dem Scheusale, welches, sobald es sich getroffen fühlte, in blauen und rothen Flammen aufzulodern begann, und dabei auf die widrigste und durchdringendste Art so lange pfiff und zischte, bis die ganze Mißgestalt unter den häßlichsten Zuckungen von den Flammen verzehrt war, welcher Anblick auf Prinz Rabar aber einen so grausenhaften Eindruck machte, daß er, so schnell er konnte, nach dem Gitterthore des Gartens floh.

Diese Gelegenheit nützte Rajko und pflückte geschwinde Eine der rothen Beeren von dem Baume. Da er nun das Gesuchte erlangt hatte, ging er zu dem Gitterthore, wo bereits Prinz Rabar in großer Angst seiner harrte, welchen er bat mit ihm in den Pallast zurückzukehren.

König Gawran, der von dem Vorgefallenen bereits Nachricht erhalten hatte, eilte mit groſser Freude seinem muthigen Gaste entgegen und dankte ihm auf das Wärmste, daß er ihn von der häßlichen Schlange befreit habe.

„Ihr wißt nicht," fuhr er gegen Rajko fort, „welchen Kummer dieſes fluchbeladene Ungethüm über mein altes Haupt gesammelt. Vor mehreren Jahren brachte mir jene Schlange den Baum mit den rothen Beeren und bürdete mir die Pflicht auf, denſelben auf das Sorgfältigſte zu bewachen, damit ja Niemand eine Frucht davon entwende, und drohte mir, im Falle dieſes geſchehen würde, mit dem Untergange meines Stammes und meiner Macht."

„Wohl mir, daß dieſes Scheuſal nun durch eure Hand vernichtet iſt, und ich jener Sorge, die immerwährend an meinem Herzen nagte, und mir Galle in jeden Freudenbecher miſchte, für immer enthoben bin."

Rajko wollte ſchon mit dem nächſten Morgen die Stadt wieder verlaſſen, mußte ſich aber den Wünſchen des Königs und des Prinzen fügen und noch längere Zeit verweilen. Ja, letzterer hatte eine ſolche Zuneigung zu Rajko gefaßt, daß er ſich entſchloß, ihn in ſeine Heimath zu geleiten, wozu er auch leicht die Erlaubniß ſeines Vaters erhielt.

Nachdem sich Rajko noch einige Tage am Hofe Gawran's verweilt hatte, verließ er denselben mit Rabar, von den innigsten Glückswünschen des königlichen Greises begleitet.

Rajko eilte nun vor Allem seine Schwester aufzusuchen und hielt sich daher auf seinem Wege immer an den Ufern des Stromes.

Nach mehreren Tagen erreichten die Reisenden eine freundliche Stadt in dem Reiche Perwan's, welche an einem angenehmen Hügel dicht am Ufer des Stromes lag.

Rajko und Prinz Rabar lustwandelten des Abends durch die Gassen derselben, als sie auf einen großen Platz gelangten, auf welchem der Zusammenlauf vieler Menschen ihre Aufmerksamkeit rege machte. Es ward dort Fischmarkt gehalten und Hunderte von Einheimischen und Fremden drängten sich um die Fischer, welche die Beute des Tages zu Kaufe brachten und betrachteten die tausendartig gestalteten Bewohner des nassen Elementes, die hier zur Schau ausgestellt waren. Ein sinnenbetäubendes Gewirre von Stimmen füllte den Marktplatz.

Rajko durchwandelte die Reihen der Verkäufer und betrachtete im Vorübergehen die beflößten und beschuppten Geschöpfe. Da bemerkte er, daß die

Menge ganz vorzüglich die Kufe eines Fischers umdrängte. Auch ihm gelang es zu der Kufe hinzukommen, in welcher der Eigenthümer eine Fischotter von ganz außerordentlicher Größe aufbewahrt hatte.

Rajko hatte nicht sobald einen Blick auf die Fischotter geworfen, als er sogleich in derselben seine Schwester erkannte. Er befragte den Fischer um den Preis, welchen er für dieselbe forderte und bezahlte ihm die Summe ohne Widerrede.

Als dieses geschehen, nahm er sogleich die rothe Beere, die er von dem Baume in Gawran's Garten gepflückt hatte, und warf sie in die Kufe.

Alsogleich fing sie die Fischotter und verzehrte sie. Kaum aber hatte sie die Beere verzehrt, als sie sich im Nu in das schönste Mädchen mit sanften blauen Augen, korallenrothen Lippen, langen goldgelben Haarflechten und dem ebenmäßigsten Körperbau, der den Schnee an Reinheit übertraf, verwandelte.

Von Verwunderung erstarrt stand der ehemalige Eigenthümer der Fischotter, standen die anderen Fischer, Käufer und Beschauer um die Verwandelte. Rajko aber reichte ihr schnell seinen weiten Mantel, in welchen die Liebliche gehüllt, mit ihm und Rabar, der noch immer zu träumen glaubte, den Marktplatz verließ.

In der Wohnung Rajko's angelangt, erzählte ihm nun Janja, nachdem sie ihn hundertmal umarmt und geküßt hatte, daß sie der wackere Frosch seit seiner Abreise stets auf das Sorgfältigste beschirmt und bewacht habe, daß er aber vor einigen Monaten von jener braunen Schlange dennoch überlistet und getödtet worden, und sie endlich nach langem Herumirren in die Garne jenes Fischers gerathen sei, welcher sie zum Verkaufe ausgesetzt habe.

Rajko bedauerte den armen Lehrling des großen Guazarabaralzas auf das Innigste und weinte ihm einige aufrichtige Thränen des Mitleids. Leicht aber vergaß er sowohl, wie Janja, nun aller Mühseligkeiten, die sie gehabt, alles Elendes, das sie ausstehen mußten und Beide gaben sich jetzt bloß der Freude über den glücklichen Ausgang der Dinge hin, welche Prinz Rabar, dessen Herz bereits in namenloser Liebe gegen Janja entglühte, auf das Aufrichtigste mit ihnen theilte.

Unsere Reisenden nahmen nun gleich den nächsten Weg nach der Residenz Perwans.

Hier angelangt, erzählte Rajko demselben umständlich alles, was sich bisher mit ihm und seiner Schwester zugetragen, worauf sie König Perwan liebreich in seine Arme schloß und seine liebenswürdige Tochter nannte.

Die Liebe des Prinzen Rabar zu Janja aber steigerte sich mit jedem Tage, und bevor noch ein Monat verflossen war, begehrte er sie von Rajko zur Gemahlin. Rajko willigte gerne in diese Verbindung, doch mußte Rabar früher seinen Vater befragen, ob er nichts gegen dieselbe einzuwenden habe.

Rabar sendete sogleich Boten an diesen, durch welche er ihn um die Erlaubniß zu seiner Vermählung mit Janja bitten ließ. Statt der Boten aber kam, zur nicht geringen Überraschung Rabars, König Gawran selbst mit einem glänzenden Gefolge, um mit aller Pracht der Vermählung, zu welcher er sein freudiges Jawort gab, beizuwohnen.

Diese wurde mit großer Feierlichkeit vollzogen, worauf das junge Ehepaar dem alten Gawran nach seinem Reiche folgte. Rajko verlebte jetzt die glücklichsten Tage mit seiner Jerina, die ihm bereits in einer Prinzessin das liebreizende Ebenbild der Mutter geschenkt hatte.

Oftmals besuchte er in ihrer Gesellschaft seine Schwester, die nicht minder glücklich ihre Tage mit Rabar zubrachte, welcher bald nach seiner Vermählung, auf welche der Tod seines Vaters erfolgte, den Thron desselben einnahm. Nach mehreren Jahren folgte auch Perwan seinem königlichen Bruder in das Reich

der Schatten, und Rajko, einstimmig von dem Volke zum Nachfolger erwählt, bestieg dessen Thron. —

Längere Zeit war verflossen, als Rajko, durch mehrere eingelaufene Klagen aus entfernteren Landstrichen aufmerksam gemacht, sich entschloß, in eigener Person sein Königreich zu bereisen, um sich von den Glücksumständen seiner Unterthanen und der Handhabung der Gesetze in seinem Lande selbst zu überzeugen.

Er hörte, wohin er kam, die Klage eines jeden, selbst des Geringsten, und belohnte und bestrafte, nachdem es die Umstände erforderten, mit unbeugsamer Gerechtigkeitsliebe.

Auf diesen Querzügen gelangte er auch einstmals in ein schlechtes Dörfchen im Gebirge, welches nur aus wenigen zerstreuten Hütten bestand, zumeist von armen aber redlichen Leuten bewohnt.

Unter denen, welche in diesem Orte seine Gerechtigkeit in Anspruch zu nehmen hatten, befand sich auch ein armes altes Mütterchen, das sich ihm zu Füßen warf.

„Worin besteht deine Klage, Mütterchen?“ befragte sie Rajko.

Das Weib. Ach, großer König, böse Menschen haben mich aus meinem Hause gejagt und mir das Fleckchen Erde genommen, das mich bis jetzt kärg-

lich ernährte. Ich flehe um Gerechtigkeit gegen diese und um mein geraubtes Eigenthum.

Rajko. Beides soll dir werden, so du die Wahrheit sagest. Vorerst aber erzähle den Hergang der Sache.

Das Weib. Ich mochte ungefähr zehn Jahre zählen, als ich, ein älternloses Mädchen, in dieses Dorf kam um zu betteln. In einem Hause, fast am Ende desselben, fand ich einen sterbenskranken Mann, dieser bat mich, bis zu seinem Ende bei ihm zu bleiben und seiner zu pflegen, wofür er mir, wenn man seine beiden Kinder, die er im Walde verloren hatte, nicht mehr finden sollte, nach seinem Absterben, seine Hutte und die dazu gehörigen Grundstücke zu überlassen versprach. Im Falle sich aber diese wieder vorfinden sollten, gebot er mir seinen Nachlaß mit ihnen zu theilen.

Man suchte vergebens nach ihnen und der Richter des Ortes erkannte mich für die rechtmäßige Besitzerin des Hinterlassenen.

Ich lebte nun in dem ungestörten Genusse meines kleinen Eigenthums, bis vor wenigen Wochen ein Mann mit einer Frauensperson in dem Dorfe erschien, welche sich für die verlornen Kinder des Verstorbenen ausgaben, mich unter diesem Vorwande aus dem Hause trieben, und von demselben Besitz nahmen, ohne daß es Jemand zu hindern vermochte."

Rajko entnahm sogleich aus dieser Erzählung, daß der verstorbene Mann Niemand anderer als sein eigener Vater gewesen und jene Hütte, aus welcher man die Alte vertrieben habe, dieselbe sei, in der er und seine Schwester geboren wurden.

Er ließ sogleich die Beschuldigten vor sich bringen und entlarvte sie, indem er, zum nicht geringen Erstaunen der Dorfbewohner und zum Schrecken der Betrüger erzählte, daß er selbst und seine Schwester jene verlornen Kinder seien.

Hierauf befahl er seinen Dienern die beiden Verbrecher, die sich nun vergebens zu seinen Füßen warfen und um Gnade flehten, in den Kerker zu werfen; der treuen Pflegerin seines Vaters aber ließ er an der Stelle der ärmlichen Hütte, welche sie bewohnt hatte, ein geräumiges freundliches Haus erbauen und beschenkte sie so reichlich, daß sie sorgenlos zu leben hatte bis an ihr Ende.

Hierauf kehrte Rajko wieder in seine Residenz zurück, und beherrschte seine Unterthanen als ein weiser und gerechter Herr noch durch eine Reihe von vielen und glücklichen Jahren.

Leben, Abenteuer und Schwänke

des

kleinen Kerza.

Es lebten vor vielen Jahren ein Mann und eine Frau in einer glücklichen und zufriedenen Ehe, wie sie heut zu Tage gar selten, ja ich möchte fast sagen, gar nicht mehr angetroffen wird.

Dennoch fehlte auch diesem Pärchen die Erfüllung eines Wunsches zu ihrer vollkommenen Glückseligkeit, und dieser Wunsch war — ein Sprosse ihrer Ehe.

Sie baten daher tagtäglich den Himmel, er möchte sie mit einem Kinde beglücken, und wenn es auch nur so klein wäre als ein Sperling.

Nach einiger Zeit ging auch ihr Wunsch wirklich in Erfüllung und sie wurden durch die Geburt eines Sohnleins erfreut, das wohl frisch und gesund, aber nicht sehr viel gröſer war, als sie es ausgesprochen hatten, aus welcher Ursache sie demselben auch den Namen Kerza beilegten.

Als Kerza einige Jahre alt geworden war, und wohl an Verstand und Kräften, aber nicht an Gröſe zugenommen hatte, bat er immer seine Mutter, sie möchte ihm doch erlauben, auch mit dem Vater auf

das Feld zu gehen. Die Mutter aber wollte dieses niemals geschehen lassen, und sagte beständig zu ihm: „Was fällt dir bei, Kerza? du bist noch viel zu klein, es könnte dir leicht ein Unglück begegnen.“

Eines Morgens ging Kerza's Vater mit dem Frühesten an seine Arbeit auf das Feld, die Mutter aber mußte zu Hause bleiben, und sowohl die häuslichen Geschäfte besorgen, als auch ihrem Manne das Mittagsbrot bereiten.

Als nun der Mittag herangekommen war, und diesem das Essen auf das Feld hinausgetragen werden sollte, bat sie der kleine Kerza wieder auf das Flehentlichste, ihn doch diesen Dienst versehen zu lassen, und hörte nicht eher auf, ihr zu liebkosen und zu schmeicheln, bis sie seinen Bitten nachgab.

Sie packte ihm daher all die Speisen sammt den dazu gehörigen Geräthen in einen Sack und beschrieb ihm, welchen Weg er zu nehmen habe, um auf das Feld des Vaters zu gelangen.

Kerza machte sich voll Fröhlichkeit auf den Weg und trällerte aus Herzenslust, und freute sich ganz absonderlich über die vielen Blumen, die da herumwuchsen, und über die kleinen bunten Vögelchen, die ihn umflatterten, und die ihn auch wohl für Einen ihres gleichen halten mochten.

Noch hatte aber der Kleine nicht die Hälfte seiner Wanderung vollendet, als ihm plötzlich ein Hinderniß in den Weg kam, er befand sich nämlich an einem Graben, der mit Wasser gefüllt war.

Obgleich dieser Graben kaum zwei Schuh Breite hatte, war es Kerza dennoch unmöglich hinüber zu gelangen. Betrübt stand er eine Weile an dem Rande desselben, da fiel ihm aber plötzlich ein Mittel bei, wie er dieses bewerkstelligen könne.

Er zog aus dem Sacke, welchen ihm seine Mutter gegeben hatte, die große hölzerne Schüssel hervor, nahm den hölzernen Eßlöffel seines Vaters, bediente sich der ersteren als eines Schiffes, des letzteren als eines Ruders, und schiffte sich, mit rüstigen Händen das kleine Ruder führend, glücklich an den jenseitigen Rand des Grabens.

Hier angelangt, setzte er seine Wanderung wieder fröhlich fort, und kam noch zu guter Stunde bei seinem Vater an. Als dieser ihn erblickte, konnte er sich nicht genug wundern, wie sein kleiner Sohn im Stande gewesen, ihm das Mittagsbrot auf das Feld zu bringen, und frug ihn, wie er doch über den Wassergraben gekommen sei, welcher seine Hütte von der Wiese scheidet.

Da erzählte ihm der Kleine, auf welche Weise

er sich aus dieser Verlegenheit geholfen habe, und der Vater hatte eine grosse Freude über die Geistesgegenwart seines kleinen Sohnes.

Da ersterer schon ziemlich müde geworden von seiner Arbeit, setzte er sich sogleich in den Schatten eines nahen Baumes, und begann sein Mittagsbrot zu verzehren, und hieß auch den Kleinen sich zu ihm setzen, und mit ihm speisen. Kerza aber, der voller Lust war, auf dem grünen Felde bei den vielen schönen Blumen zu seyn, mochte dieser Einladung nicht Folge leisten, und bat seinen Vater, ihm lieber zu erlauben, daß er, während er sein Mittagsbrot verzehre, ein wenig das Feld pflügen dürfe.

„Wo denkst du hin, mein Söhnchen!“ rief der Vater. „Kaum bin ich selbst im Stande diese sechs Stiere zu leiten, wie wolltest nun erst du mit ihnen zu rechte kommen? Aller Wahrscheinlichkeit nach würden sie dich zertreten haben, bevor ich es wehren könnte.“

„Fürchtet euch nicht, Vater,“ antwortete Kerza, „es wird mir nichts Schlimmes begegnen, gebt mir nur eure Erlaubniß dazu.“

Auf sein unaufhörliches Bitten erlaubte er ihm endlich, seine Lust zu büßen. Mit den Äußerungen der lebhaftesten Freude lief hierauf der kleine Kerza zu

dem Pfluge, kletterte an dem Fuße des einen Stieres hinauf, setzte sich ihm in das Ohr, knallte von hier mit seiner Peitsche, und trieb die Thiere zum Ziehen.

Sein Vater wunderte sich abermals gar sehr über des Kleinen Kraft und über seine Behendigkeit, und sah mit innerem Wohlgefallen den Stieren zu, die er das Feld hinab und hinauf lenkte.

Während dem kam ein Mann zu Pferde, den Kerza's Vater, seinem Ansehen nach, für einen Kaufherrn hielt, die Straße heran. Dieser blickte voll Erstaunen auf die Stiere, welche, wie er meinte, ohne Lenker den Acker pflügten, und wunderte sich über die Maßen, wie sie immer auf der rechten Stelle umlenkten, wenn sie eine Furche in demselben aufgewühlt hatten, um wieder eine neue aufzuwühlen.

Er zog den Zaum des Pferdes an, und sprach zu Kerza's Vater: „Sage mir doch, wie war es dir möglich, diese Thiere so abzurichten, daß sie ohne einer Leitung das Feld beypflügen?“

„Herr,“ antwortete dieser, „sie sind gar nicht abgerichtet, auch ackern sie nicht ohne Leitung, wie ihr irriger Weise meinet, sondern mein Söhnlein treibt sie an, umzukehren, oder ihren Weg fortzusetzen.“

„Wie ist dieses möglich?“ rief hierauf der Han-

delsmann, „da ich Niemand, außer den Stieren selbst, erblicke. Ich bitte dich, heiße doch dein Söhnlein zu dir kommen, daß ich es sehe.“

„Das kann ich wohl thun,“ sprach Kerza's Vater, und befahl seinem Söhnlein zu ihm zu kommen.

Augenblicklich standen die Stiere still, und der kleine Kerza kletterte eiligst an dem einen derselben herab, lief zu seinem Vater und fragte diesen: „Warum riefst du mich, Vater?“

„Dieser Herr,“ sprach Kerza's Vater, „wünscht dich zu sehen.“

Der Kaufherr betrachtete den kleinen Kerza mit großer Verwunderung, und äußerte sich sodann, daß ihm der Kleine ganz ausnehmend wohl gefalle. „Willst du mir ihn nicht abtreten?“ fragte er sodann Kerza's Vater, „er soll gute Tage bei mir haben, und ich gebe dir für ihn, was du nur verlangen magst.“

Als aber Kerza's Vater sagte, daß er dieses um keinen Preis thun würde, fuhr jener fort: „Es ist nothwendig, daß ich dich mit einem Theile meiner Lebensschicksale vertraut mache, damit du siehst, wie sehr ich eines solchen Gefährten bedarf, den ich immer um mich haben könnte, und der im Stande wäre,

meinen, ach leider nur zu begründeten Trübsinn zu verscheuchen.“ Mit diesen Worten sprang er von seinem Pferde, welches er an einen Baumast band, und setzte sich zu Kerza's Vater.

„Ich heiße Mako,“ begann er nach einer Weile, „und bin ein reicher Handelsmann und Vater von drei Töchtern, welche als die schönsten Jungfrauen weit und breit bekannt waren. Drei Jünglinge, ihrer würdig, warben um sie, und ich versprach ihnen meine Töchter zu Gemahlinnen zu geben. Doch bevor sie noch ihre Vermählung feierten, wurden sie mir auf eine unbegreifliche Weise geraubt, und trotz meinem eifrigen Nachforschen konnte ich bis auf diesen Augenblick nichts von ihnen erfahren. Ihre Bewerber trieb die Verzweiflung in die weite Welt, und auch von ihnen weiß ich nicht, ob sie noch am Leben sind.“

„Die Hoffnung, meine Töchter je wieder zu sehen, habe ich aufgegeben, und ungeachtet meiner Reichthümer, finde ich nichts, was mein Herz zur Freude stimmen konnte. Die Eigenschaften dieses Kleinen,“ fuhr er nach einer Pause fort, „lassen mich vermuthen, daß er vielleicht allein im Stande seyn möchte, die Wolken der Betrübniß zuweilen von meiner Stirne zu scheuchen.“

„Wenn du ihn mir abtreten willst, so nenne mir

die Summe, welche du für ihn forderst, und ich will sie dir sogleich entrichten."

Kerza's Vater bedauerte den armen Mann mit seinem vielen Leide, wollte aber durchaus nichts von dem Handel wissen.

Da schlich sich der kleine Kerza hinter ihn, und wisperte ihm leise in das Ohr: „Ach Vater, lasst doch diese günstige Gelegenheit, reich zu werden, nicht unbenützt vorübergehen. Verlangt nur eine recht grosse Summe und überlasst mich ihm, ich will schon Mittel finden, bald wieder zu euch zurückzukommen."

Durch diese Vertröstung des Kleinen, und durch mehreres Zureden des Handelsherrn liess sich Kerza's Vater endlich bewegen, ihm denselben zu überlassen, doch forderte er für ihn eine ungeheure Summe.

Der Kaufmann zahlte sie ihm ohne Widerrede aus, nahm den kleinen Kerza, welcher seinen Vater noch einmal herzlich umarmte, steckte ihn in ein hölzernes Schächtelchen, das er bei sich trug, schwang sich sodann auf sein Pferd und trottirte seiner Wege.

Kerza's Vater aber trieb seine Stiere nach Hause, und erzählte seinem Weibe, was ihm begegnet sei. Natürlicher Weise brach Kerza's Mutter in ein lautes Wehklagen über den Verlust ihres einzigen Söhnleins aus, aber sowohl das viele Geld, als auch

die Hoffnung, daß Kerza gewiß eine Gelegenheit finden werde, zu entwischen und zurückzukehren, tröstete sie einigermaßen.

Der Kaufherr war indessen, seinen Gedanken nachhängend, die Straße fortgeritten, und hielt nicht früher an, bis die Nacht schon völlig hereingebrochen war, und ihm das Licht aus einer Straßenherberge entgegenschimmerte.

Es war eine Herberge, in welcher vorzüglich reisende Kaufherrn einzusprechen pflegten; auch fand Mako wirklich mehrere ihm Befreundete daselbst, um einige Krüge Wein im fröhlichen Gespräche versammelt. Bald saß er, wenn auch nicht so fröhlich als die Anwesenden, doch mindestens heiterer als gewöhnlich in ihrer Mitte.

Nachdem aber manches hin und wieder gesprochen worden, und die fröhliche Compagnie sich an mancherlei Scherzen erlustigt hatte, erzählte auch Mako, was ihm heute begegnete, und auf welche Weise er zu einem wunderbaren Männlein, welches nicht über die Größe eines Sperlings hinausreichte, gekommen sei.

Die Kaufleute sahen sich darüber verwundert an, und meinten, er wollte sie mit seiner Rede zum Besten haben.

Mako aber versprach, sie sogleich von der Wahr-

heit des Gesagten zu überzeugen, da er ihn bei sich in der Tasche habe, und griff nach seinem Schächtelchen.

Die Neugierde der Anwesenden war auf den höchsten Grad gestiegen, alles drängte sich um ihn und das Schächtelchen, jeder wollte das Wundermännlein zuerst sehen, er öffnete — aber wer schildert jetzt sein Erstaunen und den Muthwillen der Gäste, als sie dasselbe leer und durchbrochen fanden.

Mako, welcher nebst Kerza auch noch den Verlust von drei Perlen, die sich in dem Schächtelchen befanden, und die ihm sehr kostbar waren, zu beklagen hatte, war im eigentlichsten Sinne außer sich, und schwur, da ihm alles mißlänge, was er nur immer anfinge, und er von allen Menschen, ja selbst von solch einem kleinen Wichte betrogen worden wäre, nie mehr die vier Wände seines Hauses zu verlassen, noch mit den Menschen überhaupt etwas zu thun haben zu wollen, und obgleich es schon tief in der Nacht war, bestieg er dennoch sein Pferd wieder, und ritt, mit dem größten Unmuthe gegen alle Menschen, und mit dem festen Entschlusse nach Hause, sich dort durch Schloß und Riegel für immer vor ihrer Falschheit zu sichern.

Wieder auf Kerza zu kommen, hatte dieser,

als er sich in sein hölzernes Gefängniß versperrt sah, sogleich darauf gedacht, aus demselben zu entkommen.

Zu seinem Glücke fand er sein Taschenmesser, und begann nun, das Schächtelchen aufzusprengen. Nach vielen fruchtlosen Versuchen glückte ihm dieses Unternehmen und er schlüpfte nun, nachdem er noch die drei bereits erwähnten Perlen, an denen er ein besonderes Wohlgefallen fand, zu sich gesteckt hatte, mit aller Vorsicht aus der Tasche des Handelsherrn, und sprang dann auf gut Glück von dem Pferde in das Gras hinunter, ohne daß der Reiter etwas davon merkte.

Nachdem Kerza eine gute Weile ausgeruht und sich von seinem kühnen Sprunge erholt hatte, trat er eiligst seine Heimreise an, aber schon begann die Nacht hereinzubrechen, und noch hatte er kaum das Drittheil seines Weges zurückgelegt.

Vergebens spähte er nach einem Hause, in welchem er eine Unterkunft für die Nacht finden könnte, unabsehbar dehnten sich vor ihm die Kornfelder aus, und ein kalter Nachtwind brauste über die unwirthbaren Flächen dahin. Da erblickte er an dem Raine eines Feldes eine Kuh, welche Nachts zuvor von Wölfen war zerrissen worden. Er betrachtete dieselbe, und da er schon einmal in dem Ohre eines Stieres seinen

Sitz aufgeschlagen hatte, stand er auch nicht an, von diesem Platze, wenn auch nur am Haupte einer zerrissenen Kuh, Gebrauch zu machen.

Er war eben eingeschlafen, als er durch ein Geräusch wieder erweckt wurde. Dieses verursachte aber niemand anderer, als ein Wolf, welcher den Braten gewittert hatte und sich für berechtigt hielt, von einigen Theilen desselben Gebrauch zu machen.

Unglücklicherweise begann er gerade an jenem Theile seinen Hunger zu stillen, welchen der kleine Kerza sich zu seiner Schlafstelle auserwählt hatte, und bevor dieser es sich versah, befand er sich auch schon, zwar unbeschädigt von seinen Zähnen, aber — was nicht weniger schlimm war — lebendig in dem Magen des heisshungrigen Isegrimms.

Als er sich in einer solchen Klemme sah, begann er aus allen Kräften zu kratzen, zu schlagen und zu kneipen, daß dem Wolfe sogleich alle Lust an seiner Mahlzeit verging, und er wie wüthig in den Feldern herumlief und auf das schrecklichste heulte.

Kerza hörte aber nicht eher auf, seinen zufälligen Wirth, welcher nichts anders meinte, als der Teufel selbst sei in seinen Magen gefahren, so lange zu plagen, bis er athemlos zur Erde fiel.

Jetzt hielt Kerza inne und sprach zu dem Er-

schöpften: „Willst du, daß ich aufhören soll dich zu quälen, so bringe mich augenblicklich in die Nähe des Dorfes, in welchem meine Ältern wohnen.“

Der Wolf versprach ihm nach seinem Willen zu thun, und rannte, nachdem Kerza ihm die Lage des Dorfes beschrieben hatte, mit ihm so schnell er konnte, nach demselben.

Als er nun von ferne die ersten Häuser erblickte, stand er stille und sprach zu seinem unbekannten Peiniger: „Dein Wille ist erfüllt, jetzt verlasse aber auch den Platz, welchen du in meinem Magen eingenommen hast.“

„Nein,“ antwortete Kerza, der wohl wußte, was ihm bevorstünde, wenn er dieses thun würde, „wenn du mich nicht in den Hof meines Vaters bringst, so weiche ich nicht von meiner Stelle, und fange neuerdings an, dich zu kneipen.“

Da sich der Wolf so sehr in die Enge getrieben sah, bat er Kerza nur von dieser Forderung abzustehen, indem sich in dem Hofe seines Vaters große Hunde befänden, und er seinem eigenen Leben Feind seyn müßte, wenn er sich ihnen selbst auslieferte.

Kerza sprach ihm aber Muth zu, und sagte: „es wird dir nichts Übles widerfahren, wenn du aber

meine Forderung nicht erfüllst, sollst du sogleich sehen, daß ich ein Mann von Wort bin."

Mit diesen Worten begann der kleine Kerza wieder seine Finger in Thätigkeit zu setzen, aus welchem Manöver der Wolf sogleich sich von dem Ernste des Warners überzeugt halten konnte.

Es blieb ihm daher nichts übrig, als dem Willen seines Plagegeistes zu folgen. Als er nun mit aller Vorsicht in den Hof von Kerza's Vater geschlichen war, wisperte er Kerza zu, daß er jetzt an der verlangten Stelle sei.

Kerza aber sprach: „Da du mich schon in den Hof meines Vaters gebracht hast, so bringe mich nun auch noch in seine Wohnung, denn sonst wirst du von mir nicht befreit werden."

„Nein," erwiederte der Wolf mit ausbrechender Wuth, „das thue ich nicht. Mein Leben ist mir zu theuer, als daß ich es so alberner Weise selbst preisgeben sollte."

„Nun," erwiederte Kerza, „wie es dir gefällt," und begann den Wolf so unbarmherzig zu kneipen, daß dieser ihn auf das Flehendste bat aufzuhören, versprechend, ihn auch in die Wohnung seines Vaters zu bringen.

Der Wolf schlich hierauf zu dessen Thüre und

pochte an. Sogleich ward ihm geöffnet, und er trat voll scheinbarer Demuth in die Stube.

Die Ältern Kerza's erschraken nicht wenig über diesen unerwarteten Besuch, aber Kerza rief ihnen sogleich zu: „Verriegelt geschwind die Thüre, und erschlagt das falsche Thier.“

Auf dieses verschloß Kerza's Mutter sogleich die Thüre, sein Vater aber ergriff in demselben Augenblicke ein Beil, und schlug den ungeladenen Gast so gewaltig vor die Stirne, daß er leblos zu Boden stürzte.

Kerza kroch sogleich aus dem Rachen des Wolfes, und erzählte ihnen, nachdem die Bewillkommnungen vorüber waren, alles, was ihm seit seiner Abwesenheit vom väterlichen Hause begegnete.

Kerza's Ältern freuten sich sehr, ihr Söhnlein wieder wohlbehalten bei sich zu haben. Der Vater verkaufte das Fell des erlegten Wolfes, und alle drei lebten nun viele vergnügte Tage.

Seitdem Kerza aber die drei Perlen des Kaufherrn Nako, auf welche er jedoch bereits gänzlich vergessen hatte, bei sich trug, fühlte er sich ganz ungewöhnlich stark, zu welcher Empfindung sich auch noch ein Verlangen, die Welt zu durchwandern, gesellte,

das ihn nicht länger in dem einsamen Dorfe seiner Ältern hausen ließ.

Eines Tages sprach er daher zu diesen: „Meine lieben Ältern, ich muß es euch nur offen sagen, daß es mich bei euch, so lieb ihr mir auch seid, nicht länger leidet. Vergönnt mir daher, daß ich euch auf einige Zeit verlasse, und nach meinem Vergnügen die Welt durchschweife.“

Kerza's Ältern versuchten zwar ihr Möglichstes, ihn von diesem Gedanken abzubringen, aber alle ihre Einwendungen waren fruchtlos, und Kerza verharrte standhaft auf seinem Entschlusse.

Als sie nun sahen, daß er durchaus nicht mehr zu halten sei, gaben sie ihm noch einige wohlgemeinte Lehren, wie er sich in der Welt zu benehmen habe, und entließen ihn sodann, unter Vergießung heißer Thränen, von ihren wärmsten Segenswünschen begleitet. Der kleine Kerza hatte bald die Trennung verschmerzt, und die frischen Morgenwinde küßten ihm das letzte Thränchen weg, das noch an seinen Augenwimpern hing.

In dem nächsten Dorfe, in welches ihn seine Straße führte, ließ er sich einen Dolch für seine Faust machen, steckte diesen in seinen Gürtel, und wanderte,

also zu Trutz und Schutz bewaffnet, wohlgemuth seines Weges weiter.

Als er eine Zeitlang so fortgewandert war, bemerkte er mit einemmale einen Menschen in einem grünen Kleide mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, welcher die Arme über einander geschlagen, und den stieren Blick auf die Erde geheftet hatte.

Sogleich ging Kerza auf den Mann zu und redete ihn an:

„Was fehlt euch, mein Freund, daß ihr so vertieft hier stehet, und den Boden mit euren Blicken zu verschlingen scheinet?“

Auf diese unerwartete Frage fuhr der Grüne zusammen, und blickte erstaunt um sich, da er Niemand sah, der die Frage an ihn gerichtet haben könnte. Endlich aber erblickte er durch einen Zufall den kleinen Kerza, und antwortete ihm, nachdem er sich über die Winzigkeit des Fragers verwundert hatte: „Es ist ein altes Übel bei mir, daß ich zuweilen sehr verstimmt und mißmuthig werde, wenn ich keine Menschen um mich sehe, und dieses war auch die jetzige Ursache meiner üblen Laune.“

„Ei, dafür ist leicht geholfen,“ antwortete Kerza; „damit ihr nicht wieder Ursache habt, übellaunig zu

werden, dürft ihr nur meiner Wenigkeit Gesellschaft leisten, und mit mir reisen."

„Das kann ich wohl thun," antwortete der Grüne, „habe ich mich so lange Zeit schon fruchtlos in der weiten Welt herumgetrieben, so kann ich wohl auch einige Zeit mit dir noch in derselben herumschweifen."

Sie machten sich auch sogleich auf den Weg, und verfolgten die Straße, welche sich in verschiedenen Krümmungen, zwischen angenehmen Hügelketten, vor ihnen hinwand.

Kerza erkundigte sich bei seinem neuen Reisegefährten um seinen Namen, welcher ihm sagte, daß er sich Jole nenne, worauf ihn auch Kerza mit dem seinen bekannt machte.

Jole machte hierauf dem kleinen Wanderer den Antrag, daß er sich auf seine Schulter setzen möchte, damit sie rascher vorwärts kämen, und ungehinderter mit einander plaudern könnten. Kerza ließ sich diesen Antrag nicht zweimal machen. Der Geselle setzte ihn auf die Schulter, und verdeckte ihn, da sich eben ein rauher Wind erhob, mit dem Kragen seines Rockes, worauf beide im vertraulichsten Gespräche ihren Weg fortsetzten.

Sie mochten nicht sehr lange fortgewandert seyn, als sie einen jungen Mann von gutem Aussehen, in

einem grauen Rocke, eine Mütze von gleicher Farbe auf dem Kopfe, einholten, der, als er zwei menschliche Stimmen sprechen hörte, und doch nur einen Menschen sah, verwundert vor Jole stehen blieb, und ihn auf folgende Weise anredete: „Sagt mir doch, mein guter Freund, mit wem sprecht ihr da, gewahre ich doch Niemand ausser euch selbst?“

Jole erwiederte dem Fremden: „Ich spreche mit meinem Reisegefährten.“ Während diesem aber war auch schon der kleine Kerza aus dem Kragen hervorgeschlüpft, und zeigte sich dem Frager in seiner ganzen Größe oder vielmehr in seiner vollen Kleinheit.

Kerza befragte sogleich den Fremden, der sich nicht genug über ihn wundern konnte, wohin er gesonnen sei zu reisen, worauf jener ihm sagte, daß er kein bestimmtes Ziel habe, und es ganz dem Zufall überlasse, wohin es ihn bringen würde. „Denselben Reiseplan,“ erwiederte der kleine Kerza, „haben wir beide auch, und wenn es euch gefällt, könnt ihr unsere Reisegesellschaft mit eurer Person vermehren helfen.“

Der Fremde fand Gefallen an dem sonderbaren Wanderer und dessen Gefährten, und gesellte sich zu ihnen.

Mit dem neuen Reisegenossen, der Gaja hieß,

beschäftigte sich jetzt der kleine Kerza mehr als mit Jole, da er auch gesprächiger, und nicht so sehr verdüstert war als dieser. Sie hatten aber ihr Gespräch noch nicht vollendet, als ihnen eine neue Erscheinung auffiel.

Sie sahen nämlich einen jungen Menschen mit gar lieblich blonden Locken, welche sich in reicher Fülle um seine Schultern ringelten, die Straße daher kommen, den sie schon aus der Ferne laut mit sich selber reden hörten, wobei er mit den Händen gar gewaltig in den Lüften herumfocht. Als er sie aber gewahrte, schwieg er plötzlich, und zwang sich zu einem ruhigen Benehmen.

Da sie aber einander nahe gekommen, und der Fremde eben an ihnen vorüberschreiten wollte, konnte sich Kerza, den die Neugierde plagte, zu wissen, was den Fremden bewege, so laut und heftig mit sich selbst zu sprechen, nicht enthalten, ihm zuzurufen: „Heda, guter Freund, sagt uns doch, warum ihr also heftig mit euch selber redet?“

Der Fremde sah Jole und Gaja an, und antwortete: „Ich würde gern eure Wißbegierde befriedigen, die aus einer guten Quelle kommen mag, aber ihr müßt mir dieſesmal schon vergeben, daß ich es

unterlasse, da ich selbst nicht weiß, was ich eben gethan habe."

„Wenn es so ist," sprach Kerza, den der Fremde erst jetzt bemerkte, „so thut ihr am klügsten, wenn ihr euch zu uns gesellet, damit ihr nicht wieder in Versuchung kommt, etwas unbewußt zu thun."

„Ihr habt so unrecht nicht, mein kleiner Rathgeber," sprach hierauf lächelnd der blondlockigte Fremde, „und wenn ihr beide," mit diesen Worten wendete er sich zu Jole und Gaja, „nichts dagegen habt, so will ich mich wohl eurer Gesellschaft anreihen."

Auf die freundliche Äußerung, daß ihnen seine Gesellschaft nur angenehm seyn könne, gesellte sich der Blonde, welcher Mitar hieß, zu ihnen, und sie wanderten nun alle drei, sammt Kerza, welchen sie abwechselnd auf ihren Schultern trugen, mit verschiedenen Gesprächen sich die Zeit verkürzend und würzend, ihre Straße weiter.

Schon war die Nacht hereingebrochen, als sie in einen finsteren Wald gelangten, der sich vor ihnen so weit erstreckte, als ihr Auge zu sehen vermochte, und dessen Ende sie vor dem nächsten Morgen zu erreichen nicht hoffen durften.

Sie beschlossen daher, um so mehr, da sie sehr müde geworden waren, unter dem schirmenden Laub-

dache einer Buche zu übernachten, und mit Tagesanbruch ihre Wanderung wieder fortzusetzen.

Nachdem sie ein großes Feuer entzündet hatten, wickelten sie sich in ihre Reisemäntel; der kleine Kerza verkroch sich wieder unter den Rockkragen des Jole, und nach kurzer Zeit machte nur noch ein minder lautes oder stärkeres Athemholen ihre Gegenwart in dieser Wildniß bemerkbar.

Das Frühroth vergoldete eben die höchsten Wipfel der Bäume, als sie sämmtlich wieder erwachten.

Da sprach der kleine Kerza zu seinen Gefährten: „Liebe Freunde, bevor wir weiter wandern, laßt euch noch einen Vorschlag thun. Wie wäre es, wenn wir uns einige Tage in diesem Walde aufhielten, und auf das Wild, welches sich in demselben befindet, Jagd machen würden?“

Die drei Gefährten Kerza's, welche mit Gewehren versehen waren, stimmten sogleich seinem Vorschlage bei, Jole und Gaja machten sich bereit mit ihm nach der Fährte des Wildes zu spähen. Mitar, als der jüngste von ihnen, mußte zurückbleiben, um Reisig aufzulesen, und einen Bratenwender zu schnitzen, damit sie dann ungehindert ihre Beute verzehren könnten.

Nachdem die drei Jäger einige Stunden den Wald

durchstoberet hatten, kam ihnen ein Reh und ein Hase in den Schuß, die sie auch beide glücklich erlegten.

Sie schleppten hierauf ihre Beute zu Mitar, welchem sie dieselbe mit dem Auftrag übergaben, sie bis zu ihrer Rückkehr zu braten, da sie selbst noch sehen wollten, ob sie nicht für den morgigen Tag noch etwas zur Beute machen könnten. Mitar versprach dafür Sorge zu tragen, worauf sich die andern wieder in den Wald zerstreuten.

Als Mitar aber das Reh ausgeweidet, zerlegt und es nebst dem Hasen gebraten hatte, und nur noch auf die Ankunft seiner Gefährten harrte, um die Braten zu verzehren, sah er mit einemmale ein seltsames Zwergmännlein auf einem Hasen heransprengen.

Das Männlein, welches kaum eine Spanne hoch seyn mochte, dafür aber einen ellenlangen Bart besaß, und in der Rechten eine Heugabel schwang, näherte sich dem Feuer, ohne Mitar im Geringsten zu beachten, ergriff einen Braten und machte sich darüber her, ihn zu verzehren.

Mitar, erzürnt über die Kühnheit dieses Zwergenmännleins, ergriff einen Baumast und wollte ihn damit züchtigen für seine Unbescheidenheit. Der Kleine aber ergriff ihn mit einer unglaublichen Gewalt, warf ihn zu Boden, und rammte, indem er seine Heugabel

über die Hände des Dahingestreckten in die Erde stieß, diese so fest an den Boden an, daß sich der Arme weder regen noch bewegen konnte.

Als dieses geschehen, machte sich das Männlein ungestört wieder über die Braten her, und verzehrte das Beste davon. Hierauf befreite er Mitar wieder von seiner peinlichen Haft und sprengte, seinem Gaul die Sporne gebend, davon, ohne daß sich's Mitar einfallen ließ, ihn zu verfolgen.

Kurze Zeit darauf kamen seine drei Gefährten, ermüdet, mit einem erlegten Rehbock, zurück, auf die Braten sich freuend, welche sie nun zum Nachtmale verzehren wollten.

Mitar schämte sich, seinen Gefährten zu gestehen, daß ihn solch ein Wichtelmännlein überwunden habe. Er log ihnen daher vor, daß, als er nur auf wenige Augenblicke in das nahe Gebüsch gegangen sei, um noch mehr Reisig zur Erhaltung des Feuers herbeizuholen, Jemand sich zu demselben geschlichen und den ganzen Braten bis auf die wenigen Überreste entwendet habe, ohne daß er hätte erfahren können, woher der unbekannte Bratendieb gekommen noch wohin er gegangen sei.

Die drei hungrigen Jäger glaubten das Gesagte, verzehrten die mageren Überbleibsel der beiden Braten

und legten sich dann, da die Nacht schon ihren Nebelmantel über die Gegend breitete, zur Ruhe.

Am nächsten Morgen traf Gaja das Loos, die Stelle des Küchenmeisters zu vertreten, und den Rehbock zuzubereiten, während Jole, Mitar und Kerza auf neue Beute ausgingen.

Gaja erhielt aber denselben unwillkommnen Besuch, und war wie Mitar gezwungen, ihm auf gleiche Weise den größten Theil des Bratens zu überlassen.

Da er sich ebenfalls schämte, seinen Gefährten die Wahrheit zu bekennen, suchte er daher bei ihnen den Verlust des Bratens mit derselben Lüge zu entschuldigen.

Den Tag darauf kam die Reihe an Jole, jedoch ging es auch ihm nicht besser als seinen beiden Gefährten.

Am vierten Tage endlich mußte Kerza zurückbleiben, um das Essen zu besorgen, während seine Gefährten auf neue Beute gingen. Keiner von ihnen jedoch dachte den Kleinen bei ihrer Zurückkunft mehr lebend zu finden, doch äußerten sie hievon nichts gegen einander, und zerstreuten sich in dem Walde.

Der kleine Kerza machte nun ein großes Feuer

und bratete seine drei Hasen, welche sie ihm zurückließen, mit großer Sorgsamkeit.

Schon waren diese hinlänglich gebraten, als er auch schon den seltsamen Gast, welcher seine Gefährten besucht hatte, herbeisprengen sah.

Kerza erwartete ihn ganz unbekümmert, und schürte das Feuer.

Das Männlein aber machte sich, wie früher ohne ein Wort zu sprechen, über einen der Hasenbraten her.

„Heda! mein Freund," rief Kerza, „dieser Braten gehört mir und nicht dir, und wenn du nichts zu essen hast, so konntest du mich ersuchen dir ein Stück davon zu geben. Eine solche Art aber, sich zu Gaste zu laden, kann ich nicht gelassen ansehen."

Hierauf sprang er nach dem Männlein, um ihm den Braten zu entreißen, den dasselbe sich schon zugeeignet hatte.

Das Männlein aber wollte mit Kerza wie mit dessen Gefährten verfahren, allein wie durch ganz besondere Zauberkräfte gestärkt, packte Kerza dasselbe bei seinem ellenlangen Barte und schleuderte es mit solcher Gewalt an einen Baum, daß es bewußtlos zur Erde taumelte. Hierauf schleppte er seinen Besiegten tiefer in den Wald hinein, spaltete mit seinem Dolche einen starken Eichstamm, und klemmte den Bart

des spannenlangen Mannes in denselben, damit er nicht entwischen könne. Sodann erschlug er den guten Gaul des bezwungenen Ritters, und bratete ihn mit den andern Hasen.

Nicht lange, so kamen Kerza's Gefährten mit neuer Beute beladen zurück, und wunderten sich nicht wenig, Kerza unverletzt, und die drei Braten ungekostet, ja sogar noch einen vierten dabei zu finden.

„Kommt! kommt!“ rief ihnen Kerza entgegen, „und lasset uns nun die Braten genießen, die ich euch bereitete; wenn wir uns gesättiget haben, will ich euch auch den Räuber zeigen, welcher sie stehlen wollte, und der wahrscheinlich der nämliche ist, der auch die euren gestohlen hat.“

Er erzählte ihnen nun alles, was vorgefallen, und sie bekannten ihm endlich auch, was ihnen mit dem spannenlangen Manne begegnet war.

Nachdem sie ihr Mahl verzehrt hatten, gingen sie alle nach dem Platze, an welchem Kerza den spannenlangen Mann mit seinem ellenlangen Barte in den Eichstamm eingeklemmt hatte, um ihn für seinen Diebstahl zu züchtigen.

Als sie aber an die Stelle kamen, fanden sie weder den Eichstamm noch das Männlein, denn dieses hatte den Eichstamm aus seinen Wurzeln gerissen, da

es aber seinen Bart von demselben nicht losmachen konnte, ihn mit sich fortgeschleppt.

Die Furchen im Grase und die aufgelockerte Erde zeigten den Gesellen jedoch deutlich die Spur, wohin das spannenlange Männlein sich geflüchtet habe.

Kerza rieth diese Spur zu verfolgen, welchen Rath seine Gefährten sogleich befolgten.

Sie waren schon tief in den Wald hineingekommen, ohne etwas anderes als die Furche des Eichstammes in der Erde zu bemerken, bis sie an die Mündung einer Felsenhöhle gelangten, in deren tiefem Dunkel sich auch diese Spur verlor.

Kerza munterte seine Gefährten auf, mit ihm in die Höhle hineinzugehen, keiner aber von ihnen mochte sich dazu entschliessen. Aus dieser Ursache hieß sie Kerza an dem Eingange derselben warten, bis er wieder zurückkommen werde, und ging, ungeachtet ihm es alle widerriethen, in die Felsenschlucht hinein.

Er mochte kaum eine Viertelstunde durch die verschiedenen Krümmungen der finsteren Steingänge sich fortgetappt haben, als er vor sich eine Öffnung erblickte, durch welche er auch bald auf eine schöne mit üppigem Gras und Kräutern bewachsene Wiese gelangte.

In der Mitte dieser Wiese erblickte er ein gemauertes Häuschen mit einer Steinbank, auf welcher

ein junges schönes Mädchen saß, welches mit dem einen Fuße durch eine starke Eisenkette an das Häuschen festgeschmiedet war, und sehr traurig schien. Um das Mädchen aber hüpften eine Menge weißwolliger Schafe, welche sie zu hüthen schien, in jugendlichem Übermuthe herum, und pflückten die Blumen ab, die zu ihren Füßen wuchsen.

Der kleine Kerza näherte sich sogleich der Schäferin und fragte sie: „Kannst du mir nicht sagen, schönes Mädchen, wo ich wohl den spannenlangen Mann mit dem ellenlangen Barte finden könnte, der, wie ich sicher weiß, vor Kurzem hier vorbeigegangen seyn muß."

„Er befindet sich jetzt in seiner Wohnung," antwortete das Mädchen, „und liegt, wie mir vor wenig Augenblicken sein Sohn berichtete, schwer erkrankt darnieder."

„Und welchen Weg habe ich zu nehmen, um in seine Wohnung zu kommen?" fragte der kleine Kerza weiter.

Das Mädchen. Ihr müßt den Weg verfolgen, welcher zur Linken hier über diese Wiese führt, und euch dann immer rechts an die Weidenbäume halten, bis ihr an einen großen Rasenplatz gelangt, auf welchem ihr das Haus sogleich erblicken werdet.

Kerza. Ich danke dir für deine Auskunft, scho-

nes Mädchen, doch sage mir, wie heißest du, und warum bist du an das Häuschen hier angeschmiedet?

Das Mädchen. Ich heiße Khawa und bin eben dieses Sohnes wegen hier gefangen gehalten; schon seit drei Jahren quält mich der Abscheuliche immerwährend, ihm meine Hand zu reichen, was ich aber nun und nimmer thun kann, und wenn ich mein ganzes Leben lang an dieses Haus angeschmiedet bleiben sollte.

Kerza. Also bist du durch Gewalt hieher gekommen.

Khawa. Ja wohl. Ich bin die Tochter eines reichen Handelsmannes und ward ungefähr vor drei Jahren die Braut eines wackeren und liebenswürdigen Jünglings, allein die Nacht bevor unsere Vermählung vollzogen werden sollte, wurde ich durch diesen ruchlosen Zauberzwerg geraubt, und in diese Gegend geschleppt, in welcher ich nun schon seit drei Jahren seine Schafe zu hüten gezwungen bin.

Als Kerza dieses hörte, stutzte er nicht wenig über die Ähnlichkeit, welche ihre Geschichte mit jener des Kaufherrn hatte, aus dessen Schächtelchen er entwischt war, doch sagte er zu Khawa nichts und tröstete sie damit, daß sie wohl noch von ihrer Gefangenschaft erlöset werden könnte. „Und nun, lebe wohl,

schöne Khawa," schloß er, „meine Gefährten erwarten mich am Eingange der Höhle, ich muß darum eilen zu dem spannenlangen Mann zu kommen."

Khawa. Ach! so wollt ihr wirklich den Zauberer in seiner Wohnung aufsuchen?

Kerza. Nicht anders, darum bin ich ja hieher gekommen.

Khawa. Thut doch dieses nicht, wenn euch euer junges Leben lieb ist. So eben befindet sich sein ältester Sohn, mein entsetzlicher Freier, bei ihm, und sicher werdet ihr ein Opfer seiner Wuth, denn er besitzt eine solche Stärke, daß er selbst den großten Riesen nicht fürchtet, er müßte denn die drei Wunderperlen besitzen.

Kerza. Die Wunderperlen?

Khawa. Ja, drei Perlen, die ich bei meiner Geburt von einer wohlthätigen Fee zum Angebinde erhielt, und die ihrem Besitzer übermenschliche Kräfte verleihen. Doch diese Perlen besitzt mein Vater, und da er nicht weiß, wo ich mich befinde, wird dem Wütherich auch nie Jemand schädlich werden.

Kerza ließ sich dadurch aber nicht abschrecken, um so minder, da er jetzt die Gewißheit erlangt hatte, daß Khawa wirklich die Tochter Mako's und er in dem Besitze der wundervollen Perlen sei. Er nahm

daher sogleich Abschied von ihr, und verfolgte den Weg, den sie ihm bezeichnet hatte.

Als er über die Wiese gekommen war, erblickte er auch schon viele seltsame Thürmchen, und bald darauf das ganz aus rothen Marmorsteinen erbaute Wohngebäude des Zauberers selbst. Er ging rasch darauf zu, und trat durch die offenstehende Pforte. Das erste, was er hier in dem mit dunkelrothen Tapeten behangenen Gemache erblickte, war der spannenlange Mann, welcher, mit ganz zerrauftem Barte, in Kissen von ebenfalls rother Farbe gehüllt lag, und sehr bleich aussah. Ihm zur Seite aber sass sein ältester Sohn, welcher statt der natürlichen Gesichtsbildung eines Menschen, den behaarten Kopf nebst den Krummhörnern eines Büffels hatte.

Kaum sah der Spannenlange den kleinen Kerza in das Gemach treten, als er gar heftig erschrak und zu seinem Sohne rief: „Ach mein Sohn, mein Sohn, errette mich von diesem kleinen Ungeheuer.“

Dieser sprang auch sogleich von seinem Sitze auf und fuhr auf Kerza zu, um ihn zu haschen.

Kerza aber lief mit einer solchen Behendigkeit hin und wieder, daß die Augen seines Gegners kaum schnell genug waren, ihn zu verfolgen.

Schäumend vor Wuth und keuchend von seiner

fruchtlosen Anstrengung fuhr dieser bald hierhin, bald dorthin, aber immer hatte Kerza schon früher seinen Vortheil ersehen, und war auf die Seite gesprungen und rief: „Ei, so fange mich doch, da bin ich ja, fange mich doch!“ bis jener wie blind auf ihn losfuhr, dabei aber das Gleichgewicht verlor, und dermaßen mit seiner Stirne gegen die Wand prellte, daß er betäubt zur Erde stürzte.

Mit Blitzesschnelle sprang ihm jetzt der Kleine an den Hals, und stieß ihm seinen Dolch mit solcher Kraft durch die Kehle, daß er alsogleich seinen Geist aushauchte.

Da begann der spannenlange Mann fürchterlich zu heulen, und raufte sich das Haar wie ein Verzweifelnder.

Auf sein Geheul aber sprang auch schon sein zweiter Sohn herbei, der keine Füße, aber statt dieser um zwei Hände mehr hatte. Und wieder rief der Spannenlange zu seinem zweiten Sohne: „Ach mein Sohn, mein Sohn, errette du mich von diesem kleinen Ungeheuer!“ Augenblicklich fuhr auch dieser wie eine wilde Katze auf Kerza los, und haschte mit allen seinen Händen zugleich nach dem Kleinen, und wirklich mußte Kerza diesesmal alle Behendigkeit und Geistesgegen-

wart zusammenraffen, um nicht von dem fürchterlichen Gegner erhascht zu werden.

Doch entkam er jedesmal glücklich seinen Händen, und trieb ihn so lange in dem Gemache herum, bis er kaum mehr zu Athem kommen konnte.

Da sprang er ihm mit einemmale an den Hals und stieß auch ihm seinen Dolch durch die Kehle, daß er leblos neben seinem Bruder zusammenstürzte.

Hierauf begann der spannenlange Mann abermals gar fürchterlich zu heulen und rief nach seinem dritten Sohn um Hülfe.

Alsobald eilte auch dieser herbei, der eigentlich nur für einen halben Sohn gelten mochte, denn er besaß nur einen Fuß, einen Arm und die eine Hälfte seines Gesichtes. Mit wüthendem Geheule fuhr er auf den kleinen Kerza los, der sich aber schlauer Weise immer nach jener Seite flüchtete, welche seinem Gegner mangelte und ihn dadurch zwang, sich wie ein Kreisel so lange herumzudrehen, bis er vom Schwindel ergriffen zu Boden stürzte, und auch seine Kehle Kerza's Dolch zur Scheide diente.

Als nun der spannenlange Mann sich seiner drei Söhne beraubt und ohne alle Hülfe sah, erhob er sich, soviel es seine Kräfte zuließen, von seinem Lager, und bat Kerza, er möchte nur sein Leben verscho-

nen, das ohnehin von keiner langen Dauer mehr seyn würde, und versprach ihm alles dafür zu geben, was er von ihm nur begehren würde.

„Ich will dir nichts zu Leide thun," antwortete Kerza, „insofern du mir offen gestehst, wo sich die jüngeren Schwestern jenes Mädchens befinden, das auf der ersten Wiese die Schafe weidet, und welche du ohne Zweifel gleich diesem entführtest."

„Ach," erwiederte der Zauberer, „wohl kann ich es nicht läugnen. Die Schwestern Khawa's, von welchen du sprichst, sind ebenfalls unserm meiner Wohnung zur Strafe ihres Starrsinns angekettet. Dawa die Jüngere hütet meine Rinder und Mara die Jüngste meine Schweine."

„Noch könnte ich es zwar hindern," fuhr der Zauberer fort, „daß du ihre Bande lösest, welches Geschäft wohl die Ursache deines Hierseyns ist, denn wisse, nur die goldene Feile, welche du in jenem schwarzen Wandschranke finden wirst, löset ihre Ketten, aber was nützen mir jetzt die Mädchen, da meine unglücklichen Söhne, ihre Freier, getödtet sind?"

„Nimm daher die Feile, und löse ihre Bande. Bevor du aber mein Gebiet verlassest, führe sie noch einmal zu meinem Lager, damit ich ihnen noch einige

Geschenke geben, und ihre Leiden mindestens einigermaßen vergüten könne."

Kerza versprach seinem Wunsche nachzukommen, und entfernte sich, das Rettungswerk zu vollenden.

Er befreite zuerst Khawa von ihren Banden, und ging mit ihr an die Stelle, wo er nach der Beschreibung des spannenlangen Mannes ihre jüngere Schwester Sawa, finden mußte. Wirklich fand er sie auch, und befreite sie ebenfalls mittelst der wunderbaren Feile von ihren Ketten.

Die Freude der beiden Mädchen, die sich durch drei Jahre nicht gesehen hatten, und denen es unbewußt war, daß sie einander so nahe in Gefangenschaft schmachteten, gränzte an Raserei. Sie fielen wohl mehr als zehnmal einander um den Hals, und konnten nicht aufhören sich zu drücken und zu küssen. Ja, ihre Umarmungen würden wahrscheinlich noch lange kein Ende genommen haben, hätte nicht der kleine Kerza sie gemahnt, über ihre Freudenergießungen nicht die dritte Schwester Mara zu vergessen.

Er vereinigte sie hierauf auch mit dieser, wobei ihre Freudensäußerungen aufs Neue wieder ihren Anfang nahmen.

Nachdem er aber die drei Schwestern sich eine gute Weile ergötzen ließ an der Seligkeit des Wieder-

findens, führte er sie, seinem Versprechen zu Folge, zu dem Krankenlager des spannenlangen Mannes.

Dieser erhob sich abermals von demselben, und sprach zu ihnen: „Ihr armen Kinder, wohl weiß ich es, ihr habt viel gelitten, und dennoch dürft ihr euch glücklich preisen, denn ihr würdet nie von euren Leiden befreit worden seyn, wenn euch die waltende Vorsehung nicht in diesem, obwohl kleinen Manne, auf eine wunderbare Weise einen Retter gesendet hätte. — Doch bevor ihr von mir scheidet, vernehmet noch, daß ich selbst nie den Gedanken hatte, euch eurem Vater zu rauben und zu den Gattinnen meiner unglückseligen Söhne zu machen. Mein Weib, die Vernichterin meines Stammes, verleitete mich zu dieser That. O könnte ich nur noch einmal so viele Kräfte erlangen, um die Falschheit nach dem Maße ihrer Verbrechen zu bestrafen. Ich bitte euch daher, verzeihet mir, als einem Verführten, und nehmt die Schätze, welche ihr in diesem Kästchen finden werdet, als einen Beweis meiner aufrichtigen Reue und als geringe Vergütung für eure langjährigen Leiden."

Zugleich überreichte er ihnen drei Kästchen voll der prachtvollsten und seltensten Perlen und Juwelen.

Sodann ersuchte er Kerza, näher an sein Lager zu treten, und sprach noch viel und angelegentlich

mit ihm insgeheim, worauf ihm jener ein weißes Haar aus seinem langen Barte raufte, welches jedoch nicht ohne einige possirliche Grimassen von Seite des Zauberers vor sich ging.

Hierauf schieden sie von ihm, um ihre Reise nach der Heimath anzutreten. Als sie aber zu dem Ausgange der Höhle kamen, und diesen von zusammengehäuften Felsenquadern und riesigen Steinklumpen verschlossen fanden, als ob hier niemals ein Ausgang gewesen wäre, erschraken die drei Mädchen über alle Maßen und jammerten auf das Kläglichste, denn sie vermeinten nun, daß ihnen der Ausgang aus diesem Zauberreiche für immer versperrt wäre.

Kerza aber tröstete sie, zog das weiße Haar, welches er aus dem Barte des Zauberers gerauft und sodann sorgfältig in seine Tasche verborgen hatte, aus derselben und eilte nach einer alten hölzernen Säule, welche nicht ferne von dem Ausgange stand, und deren unförmliche Massen einen gar seltsamen und grauenhaften Eindruck auf die drei Mädchen machte, denen es zuweilen sogar vorkam, als wäre die Säule ein lebendes Wesen, welches sie mit zornfunkelnden Blicken angrinste und sich nur als Holzsäule verstellte.

An der Säule angelangt, umwand Kerza rasch

dieselbe mit dem weißen Haare, welches er sodann zu einem Knoten verband. Kaum aber war dieses geschehen, als augenblicklich die Steinblöcke sich von einander löseten, und mit fürchterlichem Getose durch einander herunterkollerten und rollten, so, daß der Ausgang wie vordem offen vor ihnen lag, und sie hinaus in die freundliche Waldesgrüne schauen konnten.

Kerza führte jetzt die drei Mädchen, welche alsobald wieder fröhlich und wohlgemuth wurden, aus dem Zauberreiche, und erklärte ihnen, daß die alte Bildsäule Niemand anderer als das schlimme Weib des spannenlangen Mannes sei, welches in dieser Verzauberung den Eingang bewacht habe, aber durch die Wunderkraft des weißen Haares, mit welchem er es umschlungen, nun außer Stand gesetzt sei, sich jemals wieder in seine wirkliche Gestalt umzuwandeln, noch seine früheren Zauberkräfte zu gebrauchen.

Als sie sich nun außer der Höhle befanden, sah sich Kerza sogleich nach seinem Gefährten um, aber von keinem derselben war mehr etwas zu sehen noch zu hören.

Gerne hätte er sich die Mühe genommen, sie aufzusuchen, aber er hatte es sich zur Pflicht gemacht, die drei Mädchen zu ihrem Vater zu geleiten.

Er setzte daher mit ihnen ungesäumt seine Reise fort.

Kerza's Gefährten aber hatten, als er seinen Fuß in die Höhle gesetzt, kaum eine Viertelstunde vor derselben im Grünen gewartet, als das Weib des spannenlangen Mannes, welches den kleinen Waghals in die Höhle treten sah, sogleich durch seine Zauberkunst einen Hirsch in der Nähe der Harrenden aufspringen ließ, und sie verlockte, ihm zu folgen.

Als sie nun voll Begierde auf denselben Jagd machten, sprangen auch zwei Rehe vor ihnen auf, natürlich fand es nun jeder für gut, eines der Thiere zu verfolgen. Die Thiere aber lockten ihre Verfolger auf verschiedenen Wegen immer tiefer und tiefer in den Wald hinein, bis einer den andern nicht mehr finden konnte, worauf sie plötzlich aus ihren Augen verschwanden.

Als die drei Gesellen das Wild verloren hatten, sahen sie wohl ihr Unrecht ein, den Eingang der Höhle verlassen zu haben, und riefen einander, aber Keiner konnte einen Gegenruf vernehmen. Sie kletterten bis auf die Wipfel der Bäume, aber da war nichts zu sehen, als die öde Wildniß, und es blieb ihnen nichts übrig, als daß jeder für sich auf gutes Glück einen Ausweg aus derselben suchte. —

Es war an einem schwülen Sommertage, als ein junger sonnenverbrannter Reisender in einem grünen Kleide, ganz bestäubt, und wie es schien, von seiner Wanderung sehr ermüdet, in die einzige Schenke kam, welche sich in dem Dorfe befand, in dem der Handelsherr Mako seine Behausung hatte. Er legte seinen Wanderbündel zur Seite, und mochte noch nicht lange an dem Gasttische gesessen und seine ermatteten Kräfte durch einige Gläser Wein zu erfrischen versucht haben, als sich abermals die Thüre aufthat, und ein zweiter Wandersmann mit reichen blonden Locken, im Ansehen übrigens nicht unähnlich dem ersteren, in die Schenkstube trat.

Kaum sah der Grüne den Eintretenden, als er sich gar seltsam geberdete, und dem Blondgelockten mit einem Ausbruche des Erstaunens die Arme entgegenstreckte.

„Jole!“ rief der Eintretende verwundert.

„Mitar!“ rief der Grüne.

„Willkommen nach langer Trennung!“ versetzte der erstere.

„Auf das Freudigste!“ fuhr Jole fort, nachdem er Mitar herzlich die Hände geschüttelt hatte, welcher eben so sehr erfreut als verwundert schien über sein abermaliges seltsames Zusammentreffen mit seinem

früheren Wandergenossen. — „Ei, das ist eine eben so unerwartete als freudige Überraschung," sagte Mitar, „euch hier zu finden, den ich eher an jedem andern Orte der Welt vermuthete. Nun fehlt nichts mehr, als daß auch Gaja noch hieher käme, und" —

„Wer nannte meinen Namen?" frug ein dritter Wandersmann in einem grauen Rocke, der ihnen gar wohl bekannt war, indem er die Schenkthüre öffnete. „Gaja! Gaja!" jubelten die Beiden und eilten ihm lachend entgegen, und bewillkommten ihn, sich als seine ehemaligen Reisegefährten zu erkennen gebend.

Hierauf setzten sich alle drei an einen Tisch zusammen und ließen von dem besten Weine aus dem Keller bringen, worauf sie gar oftmals und mit langvermißter Fröhlichkeit die Gläser erklingen ließen auf ihr gegenseitiges künftiges Wohl.

„Aber sag mir nun Jole," sprach jetzt der blonde Mitar, der seine Neugierde nicht länger zu zügeln vermochte, „was führt nur euch in diese Gegend?"

„Um dasselbe wollte ich euch so eben auch fragen," versetzte Jole. „Ich nahm meinen Weg hieher, um den Handelsherrn Mako zu besuchen, dessen älteste Tochter, Namens Khawa, ich hatte zur Frau nehmen sollen, die aber, der Himmel weiß von welchem Bösewichte, geraubt wurde."

Gaja. Ei, ich komme aus derselben Ursache hieher, denn auch ich wollte eine seiner Töchter, und zwar die jüngere, Namens Sowa, zur Frau nehmen.

Mitar. Und ich die jüngste mit Namen Mara, daher beschloß ich ihn zu besuchen, und zu befragen, ob er noch immer nichts von ihnen wisse, denn ich konnte leider nicht das Geringste von ihrem Aufenthalte erfahren.

Gaja. Gerade so erging es mir auch.

Jole. Und mir um kein Haar besser.

Mitar. Ich sehe wohl, wir sind die drei traurigsten Freier, die es auf der Welt geben mag.

Jole. Da ist leider kein Zweifel. Da wir aber nun einmal beschlossen haben, unsern seynsollenden Schwiegervater zu besuchen, so dächte ich, wir gingen nun alle drei zu ihm, können wir auch keinen Trost für den Verlust unserer Braute von ihm erhalten, so ist es doch unsre Pflicht, ihn soviel als möglich über jenen seiner Töchter zu trösten.

Mitar und Gaja stimmten in den Vorschlag ein, und das traurige Kleeblatt begab sich gleich darauf nach dem Hause des Handelsherrn Nako.

Nako empfing sie, trotz seiner grosen Betrübniß, welche durch die Nachricht der drei Abenteurer um nichts vermindert werden konnte, mit wahrhafter

Herzlichkeit, und beweg sie vor der Hand bei ihm zu bleiben.

Sie saßen eben mit ihm an dem Mittagstische, bei welchem sich das Gespräch wieder um nichts anderes, als um das Geheimniß der Entführung seiner Töchter und ihrem jetzigen Aufenthalte herumbewegte, als es an die Thüre pochte, und wer denkt wohl das Erstaunen der drei Wanderer und des Kaufherrn, als der kleine Kerza mit Khawa, Sawa und Mara in die Stube trat.

Sprachlos und gleich wie zu einer Bildsäule erstarrt, stand eine lange Zeit der überraschte Vater, und nicht minder erstaunt standen um ihn die drei Jünglinge, welche ihren Augen nicht glauben wollten, bis die heißen Umarmungen der Wiedergefundenen sie von der Wirklichkeit ihrer Gegenwart und ihres Glückes überzeugten.

Als sich der erste Freudensturm in etwas gelegt hatte, forderte der nun überselige Vater seine Töchter auf, ihm zu erzählen, wo sie sich so lange Zeit aufgehalten, und durch welches Wunder sie den Händen ihres Entführers entronnen seien. Die Mädchen aber baten Kerza, den sie ihrem Vater als ihren Retter vorstellten, ihm das Vorgefallene mitzutheilen.

Der kleine Kerza willfahrte gerne ihrem Ver-

langen, und berichtete dem Handelsherrn getreu und umständlich, was ihm und seinen drei Töchtern begegnet war.

Den Tag darauf feierten die drei glücklichen Paare das Fest ihrer Vermählung, bei welcher Feierlichkeit Kerza nicht die letzte Rolle spielte.

Auch blieb er von nun an bei Make, der auch Kerza's Ältern zu sich nahm, und verlebte mit diesen und den Kindern des Handelsherrn, dem nun keine Wolke mehr den heiteren Abend seines Lebens trübte, noch viele und glückliche Jahre.

Gedruckt bei Anton Strauß's sel. Witwe.

Inhalt.

Die Hexe Corva und ihre Knechte 1

Der Meisterknaner 51

Schön Jela 77

Das böse Weib und der Teufel 123

Die Kinder im Walde 139

Leben, Abenteuer und Schwänke des kleinen Kerzа 187